Lateinische Erzählungen

Max Mell

LATEINISCHE ERZÄHLUNGEN



MAX MELL

Lateinische Erzählungen

WIENER VERLAG
WIEN UND LEIPZIG
1904

DRUCK DER K. U. K. HOFBUCHDRUCKER
FR. WINIKER & SCHICKARDT, BRÜNN.

INHALT

SEITE

Geschichte des Gärtners

Ob ich dazu berechtigt bin, meine kurze und einförmige Lebensgeschichte zu erzählen, weiß ich nicht; soviel aber ist sicher, daß ich ein ebenso tüchtiger Gärtner geworden bin als mein Vater es war, der auf dem Gute des C. Matius diente, jenes Ritters, der das Scheren der Gebüsche erfunden und sich auch sonst als Freund der Gartenkunst erwiesen hat. Ich aber bin in meinem zwölften Lebensjahre dem Q. Cassius Hemina geschenkt worden, der dreimal Konsul gewesen ist und die meiste Zeit seines Lebens in Rom verbrachte, so daß ich ihn nur selten auf seinem Landgute in Velitrae sah.

Mein Herr hatte eine Tochter aus der zweiten Ehe, die er eines Tages, da sie noch klein war, aus Rom auf das Gut bringen ließ, wohin er ihre Mutter nie berief. Dieses Mädchen aber hieß Annia und wurde,

als sie heranwuchs, so schön, daß mir oft, wenn ich in den Gärten des Konsuls ihre Schritte und ihre Stimme vernahm, das Blut zu Herzen drang und ich vermeinte zu sterben, wenn sie mir ein gutes Wort gab; und das ist nicht verwunderlich, denn ich war damals in den Jahren, in denen sich der Mensch leicht entzündet an dem Anblick einer schönen Jungfrau. Aber damals sagte ich ihr nicht ein Wort und lebte dahin gleich dem Klebkraute, das keine Blüte zeigt, sondern sie nach innen wendet, so daß kein Auge sie zu sehen vermag.

Nun hatte sich mein Herr noch in der Stadt seines Gutes und besonders seiner Platanen gerühmt, was C. Caligula, der damals an der Spitze des Staates stand, dazu verlockte, das Landgut während der schönen Zeit zu besuchen. Es ist wahr, daß die Platanen, die vor dem Garten stehen, ihresgleichen weit und breit nicht haben, was die Größe und Wucht ihres Baues betrifft; damals aber war das Grabmal noch nicht vor jenem größten dieser Bäume auf-

gerichtet und an dieser Stelle war es, wo der Cäsar ein Gastmahl aufgetischt erhielt, wozu Feld und Wald geplündert wurden. Er und fünfzehn seiner Freunde, die er mitgebracht hatte, speisten im Schatten, den der bloße Stamm der Platane warf — wobei der Cäsar am meisten Raum wegnahm, so daß einer der Günstlinge nicht unwitzig bemerkte: es wäre besser, C. Caligula würde sich in die Sonne setzen, da in seinem Schatten reichlich noch drei Platz fänden, was auf den nicht unbeträchtlichen Leibesumfang des Cäsar abzielte. Dies erzählte mir einer der Sklaven, die in großer Anzahl durch den Garten kamen und die Speisen trugen, unter denen ein mit Nüssen gemästeter Pfau das Köstlichste war. Mein Herr sah überhaupt auf einfache streng ländliche Kost, bei der sie nun lachend und schwatzend bis zum Abend saßen, worauf viele im Freien übernachteten, weil sie von den schweren Krügen echten mamertinischen Weines nicht fortzubringen waren, andere beschlossen nach Velitrae zu gehen

und sich dort die Nacht zu vertreiben. Q.CassiusHemina aber schritt langsam durch die Platanenallee mit dem Cäsar, beide eifrig sprechend und als sie durch die Buchsbaumhecken den Garten betraten, hörte ich Caligula ein Verlangen aussprechen, das in wenigen rohen und gewalttätigen Worten alles enthielt, was an uneingestandener Sehnsucht in mir lag. Ich weiß nicht, was für einen Kaufpreis sie untereinander ausgemacht hatten; vielleicht war es etwas, das hohen Wert für viele hatte; aber mich vermag auch das nicht mit dem Manne auszusöhnen, daß er eines qualvollen und greuelhaften Todes gestorben ist, denn seine Worte sterben in mir nicht ab. Ich warf mich damals dem Cäsar zu Füßen und schrie um Gnade für Annia, er aber stieß mich mit seinem fleischigen Knie zurück undQ.Cassius Hemina ließ mich denselbenAbend peitschen. Ich lag dann blutiggeschunden vor denBuchsbaumhecken, die die Terrasse umgeben und wimmerte und erkannte, daß ich weder ihr noch mir geholfen hatte und daß ich es

keinesfalls gewesen wäre, der die schöne Tochter des Konsuls vorsichtig und glückzitternd in seine Arme schließen durfte. Aber eine besondere große Wollust war es mir, als ich aus den inneren Gemächern auch eine weibliche Stimme klagen hörte und die kühle Abendluft die Laute zweier gequälten Menschenkinder vereinigte, deren Glückesstammeln nicht in eines verschmelzen konnte. Es waren Augenblicke eines entsetzlichen Glückes, bis alles still wurde und die Sterne wie Früchte, die abfallen wollen, zitternd am Himmel hingen.

Am Morgen sahen mich der Konsul und sein Gast nicht, als sie das Haus verließen und zur Platane gingen, wo sich die Freunde Caligulas sammelten; und mein Herr begleitete sie noch bis zum Olivenwald. Ich sah ihn dann den ganzen Tag nicht, obwohl ich im stillen fürchtete, wozu ich doch Grund hatte, er möchte mich noch weiter strafen, was aber nicht geschah. Am Nachmittag hingegen betrat Annia den Garten, indem sie blaß, mit zerwühlten Haaren und

vom Weinen geröteten Augen, deren Lider kraftlos herabhingen, Schritt für Schritt von ihrer Schwäche erkämpfte. Ich stand gerade vor einer Myrte, deren Blätter ich abriß, weil man aus ihnen ein heilsames Pulver machen kann, aber als ich meine Herrin vorbeikommen sah, warf ich die Blätter hin und stürzte vor ihr nieder, grub meine Hände in den Kies zu ihren Füßen und heulte wie ein Hund. Als ich den Blick zu ihr erhob, schüttelte sie leise den Kopf und sah mich traurig an und endlich sagte sie, sie wolle nach Rom gehen und dort bleiben; von dort sei sie gekommen und dort gehöre sie hin, um sich über ihr Schicksal zu trösten, da sie nicht die einzige in Rom sein werde, deren Leben nur um gebrochen zu werden geschaffen schien. Somit ging sie weiter und ich wußte, daß ihr Entschluß der beste sei, so hart er mich auch traf. Nach wenigen Tagen reiste sie in Begleitung ihres Vaters, den sie freilich verabscheuen mußte, ab.

Es ist nicht nötig, daß ich erzähle, wie die folgende Zeit verstrich, wie alle Ranken

in meiner Hand sichtbar verdorrten und alle Rosen, die ich brach, in meinen Fingern verbrannten. Und es geschah, daß mein Herr eine dritte Gattin nahm und die Hochzeitsfeier auf dem Gute hielt, wie ich denn auch Zeuge dieses Festes gewesen bin. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, die mir, als sie heranwuchsen, viele Freude bereiteten und meine Tage verschönten. Es war aber jeder von ihnen von besonderer Art und ich wußte, wie ich zu jedem zu sprechen hatte. Lucius war still von Natur und sprach nie sehr laut; er fand Gefallen an meiner Tätigkeit und wußte bald, daß man die Raupen vertriebe, wenn man mitten im Obstgarten einen Flußkrebs aufhinge und mehr solcher einfachen Regeln, die auf einem wunderbaren Zusammenhange der natürlichen Ereignisse beruhen; er hatte auch in kurzer Zeit Geschicklichkeit darin, den Spargel ohne ihn zu brechen aus der Erde zu ziehen (was nicht leicht ist), wenn er behackt wird. Quintus leistete ihm wohl auch Gesellschaft, aber er war nicht so beständig

wie sein Bruder und es kam wohl vor, daß er mit dem Unkraut auch Spargel ausriß, aber ich bemerkte, welche Freude er an den Taten Alexanders hatte, der ein persischer König war und von dessen Leben er in einer Schrift des Antiklides las, die ich mir bis heute aufgehoben habe. Da unterhielt ich ihn damit, indem ich ihm von fremden Ländern soviel ich wußte erzählte, daß bei den Inseln der Troglodyten ein blätterloser Strauch wächst, den man Isishaar nennt, und daß in der Villa, die er bewohnte, Oktavianus geboren worden sei, der dann die glorreiche Schlacht bei Actium geschlagen und viel Ruhm und Ehre in dieser Republik erlangt habe.

Und endlich erzählte ich den Knaben auch von ihrer Schwester und was ihr widerfahren war. Dieses regte ihren jugendlichen Sinn dermaßen auf, daß sie sogleich zu ihrem Vater liefen und ihn nach Annia fragten, deren er nie erwähnt hatte. Damals hörte ich ihre Stimmen ungemein lebensvoll in der Halle und mir war plötzlich jung und

froh zumute wie an einem Frühlingstag, an dem man doch ein Gewitter gewärtigt. Aber das dauerte nicht lange, denn der Konsul wies sie unfreundlich von sich und verbot mir bald nachher bei Todesstrafe davon zu reden. Den Brüdern ließ es indessen keine Ruhe und sie verließen einst im Frühling das Gut und ich gab ihnen das Geleite bis zu dem Olivenhain, dessen Blüten die Bienen nicht berühren. Es war vor Tag und ich hörte die Schalmeien der Hirten, die auf die Weide zogen und da gelobten sie mir einmütig, ihre Schwester zu suchen und sie zu ihrem besseren Glücke auf das Landgut zurückzubringen, wenn ihre Mühe der Erfolg krönen wolle. Sie schienen mir schön wie Göttersöhne, wie sie nach Rom zogen. Ich aber mußte eilen, in den Garten zurückzukommen, da ich zu begießen hatte, ehe das Wasser sich erwärmte.

Darüber gingen Jahre hin, die einander gleich waren. Bis eines Tages mein Herr Q. Cassius Hemina, der dreimal Konsul gewesen war, starb, und bald nach seiner

2

Bestattung sein Sohn Lucius nach Velitrae kam. Er war mir ganz fremd geworden und sprach nicht zu mir. Seine Lippen waren immer fest aufeinandergepreßt und dünn, und seine Augen hatten allen Glanz verloren, was wohl auch in der Trauer um den Verstorbenen sein konnte; daß er aber gar nicht zu mir sprach, wunderte mich und ich bemerkte wohl, daß es ein anderes Schweigen war als früher, solange er noch den Garten liebte. Er verließ das Landgut auch bald und kam erst nach einem Jahre zurück, zu der Zeit, wo sich die Purpurfeigen röten. Sein Gang war schleppend und sein Haar ergraute langsam. Bei seiner Mutter, die inzwischen völlig taub geworden war, lebte er, bis sie starb.

Einmal geschah es, daß er mich anredete, als ich eben auf eine der Platanen Äpfel zu pfropfen versuchte; da fragte er mit einem ganz gleichgültigen Lächeln, ob ich wohl einmal die Stadt Rom gesehen habe? worauf ich ihn ansah und sagte,

da er so armselig vor mir stand und von dieser Stadt viel gelitten haben mußte, daß ich kein Verlangen danach trüge, denn es schiene mir, als ob man weder besser noch glücklicher würde, wenn man sich dort aufhielte. Und mir vollends sei es unheimlich, die Gesichter der römischen Bürger zu betrachten, wenn man kurz zuvor auf schweigender Straße die Larven und Grabmäler derer geschaut hatte, die sie gezeugt haben. Da fiel er mir lebhaft ins Wort und sagte, es fehle dieser Stadt wahrhaftig an einer Straße, die mit hoffnungsgrünen Bäumen die Geschlechter derer verkündigte, die erst geboren werden: von dieser müßte man weit ruhiger und zuversichtlicher die Gassen der Lebendigen betreten. Dann schwieg er und ich erwartete etwas von ihm zu erfahren, wie es ihm oder seinem Bruder gegangen sei; aber nach einer Weile ging er müde und langsam seines Weges.

Immerhin bemühte ich mich etwas Sicheres zu hören, was aber einem Diener

2*

oft ganz unmöglich ist. Ich erfuhr von einem Sklaven meines Herrn, daß, im ganzen ohne sein Verschulden, Quintus in ein lasterhaftes Leben geraten sei und jetzt Proprätor in Lyzien sei; von Annia hatte er niemals vernommen.

Inzwischen ist mein Herr ganz weiß geworden. Unter der großen Platane ließ mein Herr ein schönes Grabmal aufrichten mit einer weiblichen Büste, deren Züge nach einer Bronzemedaille gebildet waren; sie soll Annia vorstellen, ich finde aber nicht viel Ähnlichkeit mit ihr. Auch ist eine Inschrift auf diesem Mal, die besagt: daß verflucht sei, der sich unterfange, dieses Bild zu verstümmeln. Mir gefällt es ja sehr, dieses Grabmal unter der Platane, wo es schattig ist und wo man in den Garten sieht. Und alle Jahre an demselben Tage kommt mein Herr, den ich sonst nur selten spreche, zu dem Mal; von Jahr zu Jahr geht er um etwas schwerer und wir wissen nicht, ob er noch nächstes Jahr kommen wird. Jedesmal fragt er mich, ob ich gern

Rom sähe, und jedesmal erwidere ich dasselbe, weil es auch für einen Mann von meinem Alter sich nicht schicken würde, seine Ansicht zu wechseln; und jedesmal bekränzt er die Büste jener Frau mit Rosen aus Praeneste, welche die wertvollsten sind.



Geschichte des Naturforschers

Aus alten Schriftstellern ist über das Leben Metrodorus des Jüngern, eines Naturforschers, folgendes zu erfahren:

Er war, aus einer griechischen Familie stammend, zu Cumae geboren und wuchs auf dem Gute seines Vaters auf. Von seiner Jugend pflegte er nicht gerne zu erzählen, denn sie war voll Düsterheit. Die alte Amme, der er zuerst zu gehorchen hatte, dann den Erzieher, der ihn in die Künste einführte, erwähnte er später nie ohne gehässige Beiwörter, liebte es aber wohl, die törichten Gebräuche zu erzählen, auf deren genaue Erfüllung die Alte großen Wert legte; und gestand dabei, daß seine Aufmerksamkeit darauf wohl seine Vorliebe zur Erforschung merkwürdiger Naturgesetze begründet hätte. So war es sein erster Wunsch, die geheime Notwendigkeit zu

erkennen, mit der einem das Ohr klingt, wenn ein andrer selbst in weiter Entfernung von ihm spricht. Er bemühte sich lebhaft darum, konnte aber zu keinem Ergebnis kommen, denn sein Lehrer begann mit ihm die „Eigentümlichkeiten der Dinge in der Natur“ zu lesen, die Archelaus beschrieben hat, und die ihn nun sehr beschäftigten, so daß er selbst ein Buch zu schreiben unternahm, in dem er verschiedene Arzneimittel, die Archelaus angab, auf ein bestimmtes Gesetz zurückzuführen versuchte. Er vollendete die Schrift aber nicht, denn sein Vater schickte ihn nach Rom, wo er sich zum Arzt ausbilden sollte. In Rom fand er viele Freunde, denn die tiefe Verehrung, die er für alle Götter an den Tag legte, gefiel einem jeden. Feindlich gesinnt waren ihm aber die zünftigen Ärzte und Magier, denen er sich des Unsinns genug nachzuweisen befleißigte, und als einer von ihnen der Tochter eines Patriziers, die von einer Schlange gebissen war, in Essig abgekochten Ziegenmist ver-

ordnete, sie aber starb und die Trauer über den Tod des schönen Mädchens allgemein war, verfaßte Metrodorus eine Streitschrift „Gegen die Ärzte“, in der er ihnen geringe Kenntnis der Natur und leichtgläubiges Aufnehmen ererbter und unzuverlässiger Vorstellungen vorwarf. Es kam zu erregten Auftritten, die ihn zwangen, für kurze Zeit nach Neapel zu gehen, wo er in einer glänzenden Schrift die Salbenlehre des Apollonius von Citium ergänzte und die Forderung aufstellte, ein Arzt sollte die Natur selbst studieren und nur was er erfahren und wirklich erkannt habe, allen mitteilen, nicht aber wertlose Mittelchen angeben oder gar anwenden, wenn es gälte, einem Menschen über die Tage der Krankheit hinwegzuhelfen.

Von nun an vertiefte er sich in philosophische Probleme; und da konnte man bald bemerken, wie der weltliche Erfolg ihn ganz verblendet hatte, so daß er sich über die Götter erhaben dünkte. Sicher war es in jener Zeit, die er abgeschieden in Neapel verlebte, daß er den Glauben

an die Götter verlor; denn als er auf das Landgut nach Cumae kam, um seinen Vater sterben zu sehen — er stand aber mit verbissener, scharf spähender Miene, mit verhaltenem Zorn dabei, bis jener seine Seele verhauchte — erkannten ihn seine Freunde und Diener nicht mehr; und es zeigte sich bald, daß er von aufbrausender, herrischer Gemütsart war, oder er spottete mit einem eigentümlichen Lächeln in ganz ruhig vorgebrachten Ausdrücken, deren giftigen Stachel man erst lange nachher merkte, über die heiligsten Dinge. Tagelang streifte er durch die Felder und Wälder, in denen er allerlei wunderbare Eigenschaften der Pflanzen oder der lebendigen Wesen entdeckte, auf die man noch nicht geachtet hatte, wenn er aber einmal von andern erfuhr, daß sie etwas Merkwürdiges erfunden hatten, so als ihm sein Freund Artemon als bewiesen mitteilte, daß gegen die Fallsucht Quellwasser aus dem Schädel eines umgebrachten, aber nicht verbrannten Menschen, in der Nacht

getrunken, heilsam sei, konnte er sich nicht genug tun in Hohnreden auf die Torheit der Menschen. Und als er einmal nach Hause ritt, sah er einen alten Diener hinter ihm die Hufspur des Pferdes in der Erde sorgfältig ausheben; er fragte ihn, wozu das wäre, und da der Mann, der sehr viel zu trinken pflegte, erwiderte: er hebe sich das zu Hause auf, denn wenn er Schlucken habe, brauche er nur an den Ort zu denken, wo er die Pferdespur gefunden, und es höre auf, schlug Metrodorus mit dem Stock auf den Mann los, obwohl ihn dieser als kleinen Knaben auf dem Arme getragen hatte und nun sehr alt und gebrechlich war.

Die Verachtung der Götter führte ihn zu einer niemals entschuldbaren Freveltat. Nach Rom zurückgekehrt, verkehrte er nämlich mit einem leichtfertigen jungen Manne, der sehr viel Geld hatte. Nun hatte Metrodorus erfahren, daß die römischen Priester bei der Belagerung einer feindlichen Stadt oftmals die Götter dieser Stadt

beschworen, ihre Feinde zu verlassen und zu ihnen überzugehen, indem sie ihnen reichlichere Opfer darbrachten, als die selbst vom Hunger bedrängten Menschen es vermochten. So hätten unverzüglich die Götter die Stadt verlassen, so daß die Eroberung keine Mühe mehr kostete. Um nun Feinden, falls solche Rom bedrohten, keine Gelegenheit zu ähnlichem Verfahren zu geben, hielt die römische Priesterschaft den Namen ihres Ortsgottes geheim; aber jenem reichen jungen Manne war es ein leichtes, durch Bestechung eines Priesters zu erfahren, daß es die Göttin Flora sei, an die man das Heil der Hauptstadt geknüpft dachte. Nun begannen er und Metrodorus in Veji die glänzendsten Opferfestlichkeiten zu Ehren der Göttin Flora zu veranstalten, und bald hatten sie viele reiche Leute um sich, die ihnen folgten, aber niemand ahnte, warum man gerade dieser Gottheit opferte; die Priester sahen sich bald nicht mehr imstande, nur mit gleich großen Opfern zu folgen, denn außer ihnen dachte in Rom

niemand daran, die Flora mehr zu verehren als andere Göttinnen. So mußten die Priester ihre Zuflucht zum Kaiser nehmen, indem sie ihm vorstellten, wenn Flora, der das Emporblühen Roms zuzuschreiben sei, nun nach Veji zöge, müßte man befürchten, daß Veji so mächtig und ihrer Stadt so gefährlich würde, wie es einst war, und die beiden jungen Männer als Vaterlandsverräter anklagten. Sie wurden auch tatsächlich mit einer schweren Geldbuße und der Verbannung bestraft, sie reisten aber nach Karthago und schrieben von dort aus, sie würden über den Trümmern dieser Stadt der Flora opfern, wenn sie nicht ungefährdet zurückkehren dürften; worauf sie denn auch durchsetzten, was sie wünschten. Ein derart unstatthaftes Spiel mit den erhabensten Gütern der Menschen wurde auch bald genug gestraft; denn da jener junge Mann sich nun in Rom peinlich rechtschaffen gebärdete und den Priesterkollegien ankündigte, er wolle nun seinerseits den Priester, der ihm das

bedeutende Geheimnis verraten habe, ein Punkt, über den man bei dem ersten Prozeß geschickt hinweggeglitten war, der Bestechlichkeit und des Verrats anklagen, wenn er nicht eine ungeheure Summe eingehändigt erhielte, wurde er eines Nachts von unbekannter Hand ermordet. Gleichzeitig wurde Metrodorus in seinem Bette mörderisch überfallen; er erhielt einen Stich in die Brust, da er aber laut aufschrie und seine Diener herbeieilten, mußte der, der ihn angefallen hatte, entweichen. Man hörte die Hunde laut heulen und furchtbar an ihren Ketten reißen, aber von der sternlosen Finsternis begünstigt, entkam der Mörder, die Fackeln fielen rot auf leeres farbloses Pflaster und es wurde alles wieder still, außer daß ein Hund noch einmal kurz und scharf aufbellte. Drinnen aber lag Metrodorus mit einer schweren Wunde.

Die Diener liefen nach Ärzten; aber es wollte keiner kommen. Und als sie endlich einen fanden, der tagsvorher aus Sizilien zugewandert war und von ihnen rasch zu

ihrem Herrn gebracht wurde, wies ihnen dieser die Tür; und er duldete keine fremde Hand an seinem Leib und blieb tagelang so gestützt liegen, daß er seine Wunde in der Brust ansehen konnte. Er fiel in ein Fieber, in dem er die fürchterlichsten Flüche gegen die Götter ausstieß und sie schmähte und behauptete, er habe sie entthront. Die Diener fürchteten sich, in seiner Nähe zu bleiben, um nicht mitgetroffen zu werden, wenn der Blitz Jupiters ihren Herrn vernichtete. Es geschah aber nichts dergleichen, noch starb er, sondern das Fieber verging und ruhig liegend beobachtete Metrodorus, wie sich die Wunde schloß.

Nach seiner Genesung wagte er es doch nicht, in Rom zu bleiben, und bereiste Griechenland und Kleinasien. Einige Zeit lebte er in Smyrna, wo er sich mit einem schönen Mädchen verheiratete, das ihn aber betrog; es ist nicht bekannt, ob sie eines natürlichen Todes starb oder ob er sie selbst für ihre Untreue bestrafte. Viele wollen ihr Vergehen für leicht verzeihlich

3

halten und sind der Meinung, daß Metrodorus der Liebe überhaupt völlig fremd blieb; aber zu erklären ist dies nicht. Sicher ist es, daß er im Zorn die eben vollendeten Kapitel einer Schrift „Über die Göttlichkeit des Menschen“ vernichtete. Er besuchte dann noch Cypern, Kreta und Ägypten und ließ sich endlich für längere Zeit in Athen nieder, wo er ein großes Werk zu schreiben begann, für das er auf seiner ganzen Wanderschaft gearbeitet und gesammelt hatte. Es waren die „Zwölf Bücher über die Blumen und Kräuter“, in denen er bloß beschrieb, was er von ihnen wußte und gesehen hatte; alle Vermutungen ließ er weg. Er zeichnete aber die Formen der Blätter und Blüten mit vielem Geschick immer zu der Beschreibung hinzu, und der Vorteil dieser Einrichtung läßt sich nicht leugnen, indem wenige Striche schnell erfassen lehren, was oft viele Worte nicht auszudrücken vermöchten. Er hatte sich selbst am Hymettus einen Blumengarten angelegt, zu dem er den Grund von einem Philo-

sophen kaufte; dieser Mann war sehr begütert und begann damals in auffälliger Veränderung alles, was er besaß, in Geld umzusetzen und das Geld den Armen auszuteilen. Metrodorus freute sich sehr, die Bekanntschaft eines Philosophen zu machen; er suchte ihn nach jenem Kaufgeschäft auf und erzählte ihm seinen Lebensgang und was er geschrieben hatte. Er war damals offenbar durch den häufigen Verkehr mit den Blumen von milderer Gemütsart geworden, und so kam es, daß er mit jenem Manne, der sich Pharganios nannte, innige Freundschaft schloß. In ihren Ansichten stimmten sie aber gar nicht überein, und es war wohl nur der Umstand, daß sie sich miteinander aussprechen konnten, der sie aneinander fesselte. Denn Pharganios hielt nicht lange mit dem Geständnis zurück, daß er Christ geworden sei und nun vorhabe nach Rom zu reisen, um diese große Stadt auf den Weg des Heils zu führen. Er unterrichtete seinen Freund von der Gewalt des alleinigen Gottes und wie dieser

3*

alles in der Hand hatte und lenkte nach seinem Willen. Doch Metrodorus konnte ihm nicht glauben, obwohl er immer mehr zu hören verlangte und Pharganios bis nach Dyrrhachium begleitete, ohne einen Einwand gegen seine oft recht sonderbaren Behauptungen und Beweise zu erheben. In Dyrrhachium konnte er sich noch nicht von ihm trennen, sondern reiste mit ihm bis Brundisium, ihm seinen Glauben auseinandersetzend; er erzählte ihm, wie er anfangs die Götter hochgeehrt hätte, bis er ihre Wesenlosigkeit entdeckt hatte. Wie er dann vom Menschen angenommen hätte, daß er das allein Lenkende der Welt sei, bis er dessen Sinnlosigkeit und Niedertracht entlarvt hatte; höchstens er allein könne sich selbst gelten lassen; aber es sei nicht wahrscheinlich, daß er der einzige Mensch sei. Und so wolle er lieber die Ansicht verfechten, daß die Natur, das also, was man sonst als Unlebendes und Undenkendes Gesetzen unterworfen dachte, die Gesetze selbst gäbe, nach denen die

Welt besteht. Das, was nicht lebt und was nicht denkt, ist es, was die Zügel in der Hand hält. Der Christ hörte erstaunt zu und schüttelte nur hie und da den Kopf. Er glaubte nicht an alles das, versicherte er, worauf Metrodorus einwandte, daß er aber doch noch viel Unglaublicheres für wahr halte; „zudem," sagte er, „hast du deinen Glauben von Männern gehört, die ihn selbst irgendwo gehört hatten; ich aber habe alles, was ich sage, erlebt und oft teuer mit Herzblut bezahlt." „Und doch," erwiderte Pharganios, „wirst du zuletzt Zuflucht zu meinem alleinigen Gott nehmen." „Das werde ich nicht!" rief Metrodorus mit Heftigkeit, „denn dein Gott ist einer von denen, die ich schon in meiner Jugend gestürzt habe: das waren viele damals und mancher unbekannte war darunter."

In Brundisium bat ihn der Christ, ihn bis Rom zu begleiten, und er tat es mit solcher Herzlichkeit, daß Metrodorus dem sanften und geduldigen Mann nichts abzuschlagen vermochte. Sie lebten eine Zeitlang

miteinander, bis Metrodorus sich schließlich losriß, da er im Herbst die Samen der Blüten in seinem Garten zu sammeln wünschte. Er hatte aber kaum Cumae erreicht, wo er einen Tag bleiben wollte, als ihn ein Bote seines Freundes einholte, der selbst mit genauer Not aus Rom entkommen ausrichtete, Pharganios lasse ihn bitten, sich noch einmal sehen zu lassen; er sei als Christ zum Tode verurteilt. Metrodorus kehrte ohne Bedenken um. Er fand freilich die Beleidigungen, mit denen sein Freund die Götter des Staates überhäuft hatte, überaus schwer und konnte sich kaum vorstellen, wie sich dieser blasse, liebreiche Mann dazu hatte hinreißen lassen. Es war auch kein leichtes, sich Zutritt in den Kerker zu verschaffen, wo er Pharganios ganz gebrochen fand. Es hatte sich aber in ihm eine Wandlung vollzogen; nach jenem glühenden Bekenntnis vor Tausenden von Menschen war er in den Mauern des Kerkers von seinem Gott abgefallen. Er berichtete das seinem Freund

leise, tonlos und bat ihn um ein Gift, das ihn ohne Schmerz und schnell aus dieser Welt schaffe. Metrodorus gab es ihm und reiste dann ohne Verzug aus der Stadt ab.

Aber schon am folgenden Tage wurde er von einigen Reitern eingeholt und wieder nach Rom zurückgebracht. Man hatte ihn, der schon vor Jahren einmal seinen Haß gegen die Götter nicht verhehlt hatte, nunmehr der Freundschaft mit Christen und Begünstigung dieser Sekte angeklagt. Aller Beredsamkeit wollte es diesmal nicht gelingen, Verdacht und Mißtrauen, die einmal gegen ihn rege waren, zu entkräften und der Kaiser, unerbittlich streng gegen politische Verbrecher, verurteilte ihn zur Verbannung an die menschenleere Küste eines weit entfernten nordischen Meeres, wo man ein Kastell erbaut hatte, und die Garnison, die eben dahin abging, nahm den Verurteilten mit sich. Nun plötzlich wollte er gerne Abschied von seiner Mutter nehmen; aber er konnte es nicht mehr, und als man auf dem Marsch nach Norden an den Rubikon

kam, wunderte er sich, warum ihm Tränen in die Augen drangen, wenn er sich seine Mutter vorstellte mit ihrem lieben, schmalen, faltigen Gesichte, über dem schlohweiße, ehrwürdige Haare lagen.

Er ermannte sich. Es schien ihm sogar nicht unerwünscht, in eine völlig fremde Gegend mit anderen Bäumen und Gräsern und anderer Luft zu kommen, wo das Meer mit anderem Laut an die Küste schlug. Es war möglich, dort viel zu finden, was es im Süden nicht gab. Und anfangs war er voll Hoffnung. Man gestattete ihm, sein Haus näher an das Meer zu bauen, wo er nicht eingeschlossen war, wie die Männer im Kastell; täglich zweimal brachte ihm ein Soldat das Essen, wie es die andern bekamen; sonst sah er niemanden und das Kastell selbst war seinen Blicken von hohen Bäumen unsichtbar gemacht. Und täglich ging er zur Ebbe an das Meer und sammelte Tiere, die es vergessen hatte mit zurückzunehmen oder sah er sich an, was im Walde wuchs und lebte; weit zu

gehen verspürte er keine Lust. Später gab es auch Nebel und dann kam der Schnee. Und dieser wich wieder und die Bäume waren fröhlich und zwischen ihren Ästen sah man wieder wie im Herbst das Kastell, bis sie sich belaubt hatten. Das Grün wurde immer tiefer, dann ging es in gelbe und rote Farben über und die Blätter machten sich los von den Zweigen und wieder kam der Nebel und sehr viel Schnee und Stürme, die immer in der Nacht brausten, denn es war nur sehr wenig Tag. Und die Tage und die Nächte waren traurig und der Verbannte war allein und sah täglich zweimal immer denselben Soldaten, bis ein anderer kam, denn der erste war in ein Schneewehen gekommen und erfroren.

Als aber wieder ein Frühling kam, wurde es ihm deutlich, warum er hier lebe. Denn er fühlte, daß er etwas erwartete, was sehr groß war, daß er bestimmt sei, das Geheimnis der Natur zu enthüllen und sie in ihrem Allerheiligsten anzubeten. Er wartete nun darauf, bis das käme, und

kränkte sich nicht, als ihm der Soldat sagte, sein Haar werde langsam grau. Aber wie so die Jahre vergingen, blieb ihm nur das Gefühl, daß er wartete, und er wußte kaum mehr worauf, bis er sich einmal aufraffte (er fühlte, wie er sich aufraffen mußte) und sich Rechenschaft ablegte über das, was er noch von den kommenden Jahren, bis er sterben würde, erhoffte. Und wie er nachdachte, fand er, daß er seinen Gott nicht hier erkennen würde; denn alles, was um ihn war, war ihm zum Ekel geworden. Er wußte ja zu genau, wie alles lebte und starb, und alles war selbstverständlich und trostlos, alles war leer. Wenn er bis an seinen Tod hier leben würde, könnte er nicht das Ziel der Natur finden. Eine unbezähmbare Wanderlust kam über ihn. Irgendwo müßte das Ersehnte sein, nur nicht hier. Er hatte ja noch Kraft und die wollte er ganz aufbrauchen; wenn er mit ihr am Ende sei, ohne sein Ziel erreicht zu haben, konnte er sich ganz gut denken, daß dann die

Natur sich selbst freiwillig entschleierte. Oder gab es auch diesen einen Gott nicht . . . .? Er unterdrückte den Zweifel gewaltsam, er begann einen entwurzelten Baumstamm heimlich mit Feuer auszuhöhlen und zuzurichten zu einem einfachen Kahn, schnitzte sich an den erwachenden Sommertagen Ruder und vertraute sich endlich dem Meere an. Er beschloß, das erste Land, das er erreichte, zu erforschen und dann ein anderes, und überall hinzudringen und alles zu erfahren. Und er brauchte nicht einmal lange auf dem Meere zu sein, als er eine Küste erspähte.

Als er näher kam, sah er, daß der Strand voller Wald war, der sein schweres Haar bis in die Wellen tauchte und seine Wurzeln wie Schlangen aus dem Wasser erhob. An einem Baumstamm hielt sich Metrodorus fest und als er sich an das Land gearbeitet hatte, zog er mit unsäglicher Mühe auch den Kahn nach, für den er ein geeignetes Versteck in einem hohlen Baum fand, der zur Erde gestreckt war. Er war

nicht der einzige unter seinen gewaltigen Brüdern, denen dieses Schicksal widerfahren war, sondern es mußten oft vom Meere zornige Stürme, die sich nicht begnügten die Wellen zu ergreifen und zu zerreißen, an das Ufer springen und sich mit Wollust in das Bett der dichten Wipfel wühlen. Bei jedem Schritte des Wanderers knackten morsche Zweige, die den Boden bedeckten, und oft zwangen ihn die dicken Gestrüppe oder bloß baumgleich aufgeschossene Blütengruppen mit beängstigend gierigen Blüten, deren volle Staubgefäße wie trächtige Tiere sich kaum schleppten, nach einem leichteren Pfad in das Innere des Landes zu suchen. Dabei stieg der Boden langsam höher, aber es war nicht das Ansteigen eines Berges, wie er es oft gesehen hatte, sondern Erdstufen, die halb abgebrochen und zerrissen Höhlen von unbekannten Tieren aufwiesen, vom Wurzelwerk der Bäume überquollen und Kräuter, die giftig aussahen, ernährten. Und Metrodorus bemerkte auch, daß alle Farben

dieses gigantischen Waldes wie mit einem trüben Grau gemischt waren; auch war die Sonne nicht mehr zu sehen, sondern weißes Gewölk mit trägen, dunklen Streifen schien über den breiten Kronen der Bäume zu sein. Endlich mußte er rasten. Er lehnte sich an einen Baum und überlegte. Er erkannte, daß dies ein Land von jenen war, die man nicht mehr verläßt, wenn man sie einmal betreten hat. Er schloß die Augen und dachte nach, auf welche Weise ihm der Tod kommen würde. Und da fiel ihm ein, wie er nun gelassen darüber nachdächte, als ob gar nichts anderes, an das sich seine Gedanken anhängen konnten, da wäre. Er fand auch wirklich nichts und sprach zu sich selbst: weil du nun nichts Besseres zu denken hast, gut, so denke an den Tod. Du wirst vielleicht von wilden Tieren zerrissen werden. Du wirst vielleicht verhungern oder dich mit der fremden Frucht, die dich davor bewahren soll, vergiften. Du wirst vielleicht in einem Sumpf, den du nicht sahst, ersticken. Du wirst

vielleicht von einem Blitz erschlagen. Vielleicht zerschmettert dich ein schwerer Ast, der oben abbricht im Sturm. Und er sah sich schon auf dem Boden liegen unter der großen Fülle abenteuerlichen Gewächses; wie eine verfaulende Frucht zerfiel sein Fleisch und unzählige schwarze Tiere krochen auf ihm und gelbliche Maden, welche sich an ihm sättigten, so daß sie sich verpuppen konnten, bohrten sich in seine Glieder. Und Regen fiel auf ihn und die Blätter des Herbstes und die Zweige, die plötzlich oben brachen in lautlosen Sternennächten. Da erkannte er das allgemeine Sterben, und daß es nichts dahinter gäbe, als das Sterben der andern Dinge, die jetzt jung, grün, voller Knospen und hoffnungsreich waren. Das erfüllte ihn nicht einmal mehr mit Verzweiflung, denn er sagte sich, daß er auf alle Weise das Geheimnis, das um uns ist auf Erden, zu ergründen getrachtet habe, daß aber dieser neidische Gott, den er Natur genannt hatte, immer und immer neue Schleier vorgezogen und

auf die boshafteste Weise sich ihm entwunden hatte. Er erkannte den hohen Wert seiner selbst; vor ihm hätte sich die Natur niemals verbergen gebraucht. Aber sie hatte Angst gehabt, daß er sie entziffere; denn da wäre, was sie so ängstlich versteckte, ihre Nichtigkeit, ihre Niedrigkeit, ihre Verächtlichkeit, ihre vollständige Zwecklosigkeit, zutage gekommen. Diese ihre letzte Grundlosigkeit glaubte er nun gerade bewiesen zu haben, und er hatte die Natur überlistet, so daß ihn ein Lachen ankam, das er nicht zurückhalten konnte.

Da schlug er die Augen auf und sah, daß es wieder Morgen war. Er lag auf dem Boden zu Füßen des Baumes, an dem er hinabgeglitten sein mußte; nun aber stand er auf und ging weiter, ohne zu wissen, wohin; aber das war auch ganz gleichgültig, denn der Tod war ja überall zu treffen. Er wartete nur auf ihn. Er redete ihn an. „Glaube nicht," sagte er, „daß du vielleicht jener letzte Gott wärst, der mich doch überwältigt; daß ich dich über-

haupt für einen Gott hielte, weil ich auf dich warte! Ich habe wahrhaftig genug Götter gehabt und gedemütigt, weil sie nichts waren. Und wenn ich viele Jahre die Natur für meinen Gott erklärte, so habe ich sie zuletzt doch auf eine unerhörte Weise zuschanden gemacht, ich habe ihr ins Antlitz gespien und sie ausgelacht, denn sie ist nichts, sie ist Blödsinn und du bist ihre Frucht: selbst so blödsinnig, daß du nichts zu nichts machen willst, du Überflüssigster von allen! Und wenn ihr alle etwas wärt," lachte er auf, „ließt ihr euch meine Schmähungen nicht gefallen. Denn ihr wißt, wie viel ich bin und wie tief ich euch beleidige. Aber ihr rührt euch gar nicht zur Rache! Beweis über Beweis!"

Laut sprechend, über Wurzeln stolpernd und sich ohne Zweck weiter schleppend, obwohl er sehr müde war, erblickte er auf einmal in diesem Urwald einen Feuerbrand, um den sich mehrere dunkle Gestalten bewegten; auch Weiber sah er und Kinder

dabei und näher tretend bemerkte er, daß es mehrere Familien eines wilden Volkes waren, die sich vielleicht zu einer Reise zusammengetan hatten. Er trat ohne Furcht unter sie, sie machten ihm, wenn schon erst sehr erstaunt, gerne Platz, ja er glaubte Freude in ihren Augen zu sehen, sie reichten ihm unverzüglich von ihrem Essen und schienen sehr ehrerbietig; aber mit diesen hünenhaften, wettergebräunten Menschen konnte er sich nicht verständigen. Hinter den rauhen, oft tierischen Lauten ihrer Worte hörte der Sinn auf, und auch wenn sie deuteten, brauchte es lange, bis Metrodorus sie verstand. Während er von ihrem nicht unschmackhaften Gerichte aß, konnte er die Barbaren näher betrachten. Sie waren in Felle gekleidet, aber doch mit Schmuck wohl versehen, goldenen Plättchen und Ringen, mit denen sie die Felle verziert, das Haar, die Ohren, die Arme reichlich behängt hatten. Ihre Haare trugen sie lang, die Weiber offen, die Männer in ein Büschel gebunden, ihre

4

Waffen waren aus Erz, das mit sonderbaren Zeichen bedeckt war. Als sich nun Metrodorus gesättigt hatte, winkte ihm ein Greis, vielleicht der Älteste, zu folgen, und ohne Bedenken ging der Gast mit ihm, während sich alle in langem Zuge anschlossen; sie gingen durch den Wald, an Erdhöhlen vorbei, aus denen Köpfe erstaunt auftauchten; auf ihren Schrei krochen viele dieser wunderlichen Erdkinder heraus, jedes durch ein anderes Ding merkwürdig, sei es durch Kopfschmuck, durch Narben oder durch besonders reiche Behänge von Goldzierat; manche Krüppel waren auch darunter, an denen noch Erde zu kleben schien, Greise, die humpelten, Weiber mit dem Kinde an der Brust, manche ausgelassene Menschen, die übermäßig jubelten, nackte Mädchen, schmutzige Kinder, in langer, toller Kette. Alles das folgte, über Erdhügel, Büsche und Geäst gespenstig tanzend; und auf einmal ward sich Metrodorus bewußt, daß er diesen Menschen rettungslos anheimgegeben sei. Es war dies

ein ganzes Volk, das vielleicht keine Verwandten hatte auf der Erde; das in einem Wald sich langsam aus niedriger Tierheit im Kampfe mit dem Ungeheuren emporrang, um vielleicht einstmals übergroß zu werden; ja er konnte sich denken, daß es, aus diesem bösen Walde aufgewachsen, in dem immer etwas starb, in dem zu jeder Jahreszeit ein Gift reif wurde, einst sein Erbe antreten konnte: und das fiel ihm ein, denn er hatte nichts, was er zurückließ. Und bald dachte er auch nicht an das ungeborene Leben des Volkes, sondern an das Fürchterliche, was kam. Man schleppte ihn in eine Höhle, die mehrfach gewunden mit einem feuererhellten Altar endete; und dort saß der hölzernste, niedrigste, unsinnigste Gott, den Metrodorus jemals sah, in törichter Stellung lächerlich beputzt. Im Nu erkannte er, daß er diesem geopfert werden sollte, damit das Volk, das sich brüllend um ihn und den Alten schloß, sich vielleicht günstig vermehre, der wilden Tiere Herr werde oder keiner Gefahr von

4*

feindlichen Stämmen unterliege: irgendwie sollte er diesen Götzen gütig stimmen. Ihm schien es das Satyrdrama zu der Tragödie seines Lebens zu sein; und nur von diesem Gedanken beherrscht, der ihm unbezwinglich komisch erschien, fing er an zu lachen, und lachte, bis ihm das Messer des Alten die Kehle durchschnitt.



Geschichte des Künstlers
oder: Die Stimme

Ich wollte aus meinem Lebensgang ein großes Lehrgedicht machen, aber ich bin müde und fürchte es nicht vollenden zu können, obwohl ich nicht alt bin. Doch diese Zeilen müssen von mir da sein und alle müssen wissen, was ich hier schreibe, damit sie mich erkennen, wenn das große Wunder geschieht. Andere haben das Leben mächtiger Könige und langer Kriege, die Sitten fremder Völker und die mühsam entdeckten Eigenschaften merkwürdiger Kräuter beschrieben, ich aber will nur das schreiben, was ich bin. Vielleicht weiß ich von keinem mächtigen König zu erzählen, aber doch von einem langen Kriege, den ich führte; und oft ist es mir, als ob ich nicht in Rom, sondern in einem sehr fernen Lande geboren wäre, wo es andere Tiere und Bäume gibt, wie hier, und als ob auch

ich etwas von den Kräutern und Blumen hätte, in deren oft wunderbarem Leben die Gelehrten den Zusammenhang aller Dinge aufzuspüren vermeinen. So will ich denn schreiben, was mir widerfahren ist, und ich will niemandem wehe tun, da sich alle nur freuen sollen, die nach meinem Tode diese Aufzeichnungen lesen.

Meine Mutter hatte nicht so viel Geld, um sich eine schöne Wohnung zu zahlen, wie der Freigelassene, der im zweiten Stockwerke wohnte, oder der Bürger, der für das Erdgeschoß zwölftausend Sesterzen gab, sondern ich und sie mußten uns mit dem dritten Stockwerke begnügen, das aus Holz war, sehr hoch und die Fenster waren unregelmäßig und schief. Ich bin aufgewachsen im Getöse der Straße, das niemals den Atem anhält, sondern aus dem sich irgendein Geräusch herausschälte, schrill und durchdringend oder gewaltsam und roh, das alle andern Laute niedertrat. Ich hörte die Verkäufer rufen, die ihre Waren anpriesen, mit denen sie durch die

Straßen wanderten, ich hörte den Galopp der kaiserlichen Garden und das Singen der Prozessionen; Bettler und Schiffbrüchige klagten überschwenglich ihr Leid und über die Gasse schwätzten die Kaufleute aus ihren offenen Buden oder feilschten mit geizigen Stimmen mit den ungeduldigen Kunden. Brautzüge kamen und verschwanden; Viehherden trieb man auf den Markt und manchen Sklaven machte die Peitsche seines Herrn aufheulen. Und dies alles kam auch in der Nacht nicht zur Ruhe, obwohl ich die Sterne sah und den Gang des Mondes über den Boden, wo ich lag: er schritt immer sehr leicht und zierlich über mich. Unten aber rasselten die Wagen, denen es verboten war, bei Tage zu fahren, oder heulte ein Betrunkener oder prügelten leichtsinnige Patriziersöhne mit Gejohl einen sonst friedlichen und durchaus anständigen Bürger, wie eben die Menschen einmal geschaffen sind. Es kamen auch seltsame Töne aus anderen Häusern, in denen des Nachts die

Sünden erwachen und ächzen oder das Seufzen einer Wöchnerin oder das Singen eines Menschen, über den der große Friede gekommen war. Und war alles stumm, so pochte ein Wurm im Holz oder ich erlauschte das Rauschen des Tiber, mit dem ich mir manchmal auch Blumenduft aus den Gärten einfing; und da dachte ich daran, daß gegen diese Gärten zu die Schlafgemächer der ganz Reichen liegen, die Paläste haben und Geld, so daß in ihren Schlummer nichts Fremdes eintreten darf, höchstens zarte und sanfte Dinge, als der schwere nächtliche Geruch großer Rosen, der durchsichtige Schleier einer Gottheit, die lautlose Füße hat, oder ein verwehender Klang von einer gewölbten Laute, die wir von Hermes haben; denn er hat sie erfunden.

Ich wuchs, aufgezogen von meiner Mutter, heran und hatte einen Censor und drei Volkstribunen unter meinen Vorfahren. Meine Mutter aber war sehr arm und sehr alt, als ich ihr zum ersten Male andächtig ins Gesicht sah. Sie litt unter ihrer niedrigen

Lebensweise, denn sie wußte, daß ihr Bruder reich war, Günstling des Kaisers hieß und ein Landgut bei Tibur und mehr besaß, ohne daß er uns an seinem Glück teilhaben ließ; von meinem Vater erzählte sie mir nie. Unter den vielen Leuten aber, die ich kannte und die mich schlugen oder mir etwas schenkten, war mir der liebste der Töpfer; so lieb war er mir, daß ich immer erschrak, wenn ich von der Straße das Zerschellen eines Gefäßes hörte, weil ich fürchtete, es möchte ihn betrüben; aber er zerschlug oft selbst seine Ware, aus Wut, wenn ihm die Leute zu wenig dafür geben wollten. Wenn er aber gut gelaunt war, so gab er mir wohl von seinem Ton; und einmal, als ich sehr lange krank war und niemanden sah und doch alles vernahm, bekam ich täglich davon, und sein kleines Mädchen brachte ihn mir und ich schenkte ihr auch die ungelenken Tiere und Menschen, die ich formte; denn sie sah mir gerne zu und ich hatte Freude daran; sie hatte Augen wie glühende Kohlen

und einen boshaften Mund. Einmal hatte ich viel Ton von ihm erhalten, weil er ein gutes Geschäft mit einem Gärtner des Kaisers gemacht hatte und da habe ich heimlich das Gesicht einer Statue, die auf dem Marktplatz stand, hinein abgedrückt, ließ die Form in der Sonne hart werden und gab den feuchten Ton hinein. Die Form zerbrach, aber das Antlitz des Gottes zeigte sich sehr schön abgeprägt und nun wies ich, mich rühmend, meine Arbeit vor. Erst bewunderte mich der Töpfer, dann aber kam sein kleines Mädchen hinter das Geheimnis und da schlug er mich.

Dann geschah es, daß ein großes Unwetter kam und der Tiber überschwemmte unseren Stadtteil vollständig, so daß der Bürger aus dem Erdgeschoß sich zu dem Freigelassenen retten mußte. Das Mädchen des Töpfers ertrank bei diesem Unheil, aber das machte nichts, denn seine Frau gebar ihm in derselben Nacht noch ein anderes, wobei sie auf schlechten Fetzen lag, die von dem schon in das erste Stockwerk

eindringenden Wasser getränkt waren und kaum konnte sie sich mit dem Neugeborenen noch retten. Das Wasser fiel sehr schnell in den folgenden Tagen und dann senkte sich an unserem schlechtgebauten Hause eine Seite; unser Verschlag brach zum Teil ein. Meiner Mutter wurden hiebei beide Arme von einem Balken abgeschlagen und da das zurücktretende Wasser böse Dünste zurückließ, starb sie in wenigen Tagen. Ich weinte damals nicht, aber ich sah, daß ich allein war.

Ich mußte mich bemühen, selbst meine Nahrung zu verdienen, denn die Getreidespenden allein genügten mir nicht. Ich erbat mir also vom Töpfer Ton und da er noch immer ganz gebrochen vom Tode seines Mädchens, das er sehr geliebt hatte, in seinem Geschäft saß und mir nicht antwortete, nahm ich mir selbst, was ich brauchte, formte so gut es ging Götterbilder daraus und verkaufte diese in den Straßen. Einmal geschah es, als mir niemand welche abnahm, daß ich ganz ohne Furcht

ein sehr vornehmes Haus betrat und mit lauter Stimme durch die Hallen meine Ware anbot. Es war aber niemand zu sehen und endlich fand ich in einem Gemache, von dem ich den schweren Vorhang zurückschlug, ein sehr schönes Weib auf einem Ruhebett sitzend, das sich hastig ankleidete, während ein Mann mit einem Dolch auf mein Hereinkommen gelauert zu haben schien. Er tat mir aber weiter nichts, als daß er mich packte, heftig schüttelte, so daß alle die Figuren herabfielen und zerbrachen und mich anschrie, wie ich es wagen könne, das Haus zu betreten. Das Weib aber lachte, obwohl es noch sehr bleich war und sprach: „Der Hund von einem Hegio muß das Tor nicht bewacht haben und wird sich drüben betrinken; das soll er mit seinem Leben büßen.“ Hierauf sagte der Mann finster und drohend zu mir: „Wenn du noch einmal hieher kommst und nicht reinen Mund hältst, so hast du am längsten gelebt!“ Ich aber erwiderte, denn mir war der Mut

wieder gewachsen, ich wüßte nicht, daß ich etwas Unrechtes getan hätte, das den Tod verdiene, wenn ich meine Ware wie andre Händler ausriefe; ich wüßte auch nicht, wem ich etwas sagen sollte und was das sein müßte; übrigens wollte ich gerne von hier fortbleiben, aber man sollte meine zerbrochenen Figuren bezahlen. Inzwischen waren die beiden ruhiger geworden, der Mann sah die Figuren, so weit sie nicht ganz zerschmettert waren, an und lobte sie; er sagte, daß er ein Maler wäre und ich durfte sogar sein Bild sehen, das er in diesem Hause anfertigte. Es war eine Landschaft aus Ägypten, die er mir erklärte und auch das Weib wußte viel davon, obwohl sie niemals dort gewesen waren; es gab da Palmen und große, bunte Vögel und wunderliche Tiere mit unförmlichem Maul, das dicke, kurze Zähne hatte; und dann waren Häuser, wie ich noch nie welche gesehen hatte, die im Grünen standen und von Pygmäen bewohnt wurden. So lernte ich den Maler und Bildhauer

Epaphrodisius kennen, der mich dann zu sich nahm und als ich mich sehr bewährte als sein Diener und alle seine Briefe an jene Frau wohl bestellt hatte, unterrichtete er mich in seiner Kunst, und damals zählte ich vierzehn Jahre.

Als ich danach sechs Jahre bei ihm gearbeitet hatte, erschien er mir nicht mehr als das Höchste, was ich erreichen konnte, wie ich bisher angenommen hatte; es kamen mir manche Zweifel und eines Tages sagte ich ihm, daß mir seine Götterbilder und auch die ich selbst bisher angefertigt hätte — viele in Marmor und Bronze hatte ich schon an reiche Leute verkauft — nicht genug seien. Es müsse doch noch etwas darüber hinaus geben. — „Man hat nie andere gekannt," erwiderte er. Ich sagte: „Mir scheinen alle die Götter- und Cäsarendenkmäler so merkwürdig, weil sie niemals reden. Alles um sie spricht, lacht, ruft, schreit, aber sie sind stumm." Ich erzählte ihm, daß ich einmal als Knabe bei einem Triumphzug, als wir Jungen auf eine Statue

Cäsars kletterten und alles dem Triumphator zuschrie, einen Lorbeerzweig in den toten Marmormund gesteckt und gerufen habe: „Seht, auch Cäsar spricht Worte des Ruhms für den Sieger,“ worauf mich mehrere Frauen sehr belobt hatten. Epaphrodisius aber sagte zu mir am andern Tage, nachdem er über alles nachgedacht hatte, daß man doch vom Stein niemals eine Stimme hören könne, so wenig, wie man von einem Sänger ein Standbild des Eros verlangen dürfe. Damit schien er mir nun freilich recht zu haben.

In jenen Tagen starb der Bruder meiner Mutter und ich sah mich auf einmal im Besitze eines ansehnlichen Vermögens und eines prächtigen Landhauses in Tibur; eine Villa bei Neapel und ein großes Gut bei Mantua gingen allerdings für mich verloren, da sich Gläubiger meldeten und es mir abnahmen; erst später merkte ich, daß ich betrogen worden war. Auch Epaphrodisius forderte von mir eine bedeutende Summe als Lehrgeld und für Verköstigung

5

durch so viele Jahre, und ich gab sie ihm, obwohl ich ihm eigentlich nie mehr als ein Diener gewesen war. Aber es war gut, daß ich gleich so viel verlor, denn das bewog mich zu großer Sparsamkeit. Ich blieb auch mit Ausnahme weniger Wochen, die ich in Tibur verbrachte, bei Epaphrodisius in Rom und führte mehrere ehrenvolle Aufträge aus. Als ich aber einmal einen verwundeten Ares, der vor Schmerz schreien sollte, zu bilden beschloß, schalt mich mein Lehrer und meinte, daß es unmöglich sei, einen Menschen oder einen Gott, der redete oder rief, in Stein darzustellen; obwohl ich einwandte, das sei nicht weniger unmöglich, als eine gehende Gestalt zu schaffen, die sich auch nicht von der Stelle rühre, obwohl sie sich dazu anschickte; und solche hätte ich von ihm selbst gesehen. Er aber blieb bei seiner Meinung, behauptete, ich verstünde von seiner Kunst nichts, ich sei ein verworrener Kopf, würde niemals etwas erreichen, solle ihm vom Leibe bleiben und

was solche Redensarten mehr sind. Kein Bildhauer in Rom, von den griechischen ganz zu geschweigen, würde so törichte Dinge unternehmen, wie ich. Epaphrodisius mochte in manchem große Einsicht haben, aber ich ließ mir nichts von ihm sagen; übrigens wurde er wenige Tage nach dieser Unterredung bei Nacht auf der Straße ermordet, und zwar von dem Gatten jener Frau, mit der er seit Jahren verkehrte. Der Mann hätte die ganze Zeit, hieß es, nichts merken wollen, und wäre dann, als er sich um eine hohe Stelle bewarb, vom Kaiser vor dem ganzen Hofstaat lächerlich gemacht worden. Dies hätte seinen Zorn so entflammt, daß er den Maler tötete.

Da nun Epaphrodisius gestorben war und ich in Rom keine Arbeit mehr hatte, ich hätte auch keine mehr angenommen, so entschloß ich mich, die Tage in Tibur zu verbringen, wo ich mir eine Werkstätte hatte einrichten lassen. Denn die große Statue des Ares, wie er, von Diomedes verwundet, so schreit, wie zehntausend

5*

Krieger, was Homer berichtet, konnte ich vielleicht dort beginnen. So machte ich mich auf und wanderte die Straße, welche am linken Ufer des Anioflusses nach Tibur führt. Unterwegs, ich war schon durch Collatia gekommen, überraschte mich ein heftiges Gewitter, so daß ich genötigt war, mich nach einem Dach umzusehen. Ich bemerkte ein kleines, schmutziges Haus, das ein Schild trug; auf diesem war ein Widder gemalt, aber die Farben waren vom Regen verwaschen und herabgeronenn; eine Inschrift erklärte, daß die Götter dieses Hauses Septumanus und Venus seien, deren ersterer für Mahlzeit und Erquickung, letztere dagegen für Freude und Lust sorge. Sogleich beim Eintreten widerte mich der üble Geruch und die dumpfige Luft an, die von rohen Stimmen durchschnitten wurde, und schon wollte ich auf die Straße zurückkehren und vielleicht in einem Tempel Unterkunft suchen, aber der Wirt, ein dicker, kleiner Mann mit hervorquellenden, wässerigen Augen und niederer

Stirn, nahm mich mit seinen fetten Händen unterm Arm und zwang mich mit einem Schwall von Worten mich niederzusetzen. Es war bei meinem Eintreten eine kurze Stille gewesen und ich betrachtete aus einiger Entfernung, als ich mich auch an die vom prasselnden Regen verdichtete Dämmerung gewöhnt hatte, die Leute, die hier saßen: solche des niedersten Standes, die sich auch weiter von mir nicht stören ließen. Wie ich aus ihrem Gerede und Gejohle vernahm, war der eine ein Eseltreiber, der andere ein Hirt und der dritte, der fast ganz nackt dasaß, ein Pferdeknecht. Auf den Knien des mit Schafpelz bekleideten Hirten, eines rotwangigen Burschen mit hübschem Gesicht, aber lasterhaften Augen, saß ein Mädchen, das sehr leicht angezogen war, mit den nackten Beinen an die haarigen Waden des Hirten schlenkerte und sichtlich betrunken den Kopf von einer Seite auf die andre warf, wobei sie in ekelerregender Weise schrie, lachte und heulte. Dazwischen

brüllte der Pferdeknecht, der ihr zu trinken gab und alle lachten überlaut, wenn ihr Wein aus dem Munde rann und auf die Brüste tropfte. Der Eseltreiber sang irgend etwas Rohes in eintöniger Melodie, die er nur manchmal mit einem auch noch halb gesungenen Gelächter unterbrach. Dieses alles und der eben vor mich hingestellte Wein, an dessen Gefäß die fetten Finger des Wirtes unzählige Male abgedrückt waren, erhöhten meinen Ekel so, daß ich den zweifellos gefälschten Wein ausschüttete und eine Münze suchte, um zu bezahlen, als von einem heftigen Donnerschlag die Wände zitterten und sich aus einer dunklen Türe kaum hörbar eine Mädchengestalt löste, die zum Wirte schritt: „Ich fürchte mich so sehr, wenn es donnert.“ Diesen halblaut gesprochenen Worten folgte wieder eine kleine Stille, in der nur das strenge Fallen des Regens tönte und jetzt besiegte die silberne Stimme des Mädchens das Tosen: „O wäre ich nie zu dir gekommen!“ Der Pferdeknecht brüllte etwas unsäglich Ge-

meines, die Dirne begrüßte sie als ihre Freundin und der Wirt klopfte ihr grinsend auf den Rücken und wies auf mich: „Du wirst es nicht bereuen, wenn du dich zu diesem Herrn setzest.“ Sie schaute herüber, aber nicht auf mich; in ihre Gestalt kam ein Erschlaffen, der Kopf neigte sich kaum merklich und die schmalen Arme hingen wie geknickte Zweige herab. So kam sie auf mich zu und setzte sich neben mich, als ob es ihr sehr schwer wäre. Die Leute brüllten weiter, aber die Stimme des Mädchens schwebte darüber hin, wie ein Schwan über den trüben Teich. „Bist du das erstemal hier?“ fragte sie verlegen und ich antwortete, ich sähe sie zum ersten Male und wolle wissen, wie sie heiße. Das Wort Psychidion blinkte aus ihrem Munde durch das Dunkel, wie ein Stern, der durch die Nacht fällt, damit die Welt andächtig werde. Ich schwieg und hörte, wie weit hinter einer Wand, die andern. Dann faltete sie die Hände im Schoß und senkte den Blick. „Wenn du

mich willst, so sage es dem Wirt. Er ist sehr geizig." Ihr Atem ging schwer. „Du mußt viel Geld haben. Ich bin sieben Tage bei ihm, doch er hat mich keinem gegeben, denn es kommen nur arme Leute hier herein. Viehtreiber und Hirten, manchmal Straßenräuber.... die würden wohl erst später...." Sie sah mich an, denn ich hatte in ihren feinen, blassen Zügen gespäht und dieser Blick, in dem meine ganze Schaffenslust gelegen sein muß, hatte das Ewige in ihr berührt, das, irgendwie an die Oberfläche gehoben, in ihrem Gesichte lag, und als ich dies einfing, muß sie es wie ein leises Streicheln über ihre Wangen empfunden haben. Dem auf den Grund kommen und es in Stein festhalten! „Komm," sagte ich und stand auf. Sie erzwang ein Lächeln: „Oben ist meine Stube!" Doch lag in ihrem Auge die Frage: das willst du doch oder nicht? „Nein, geh mit mir, geh mit mir, es soll dir nichts mangeln," antwortete ich. Sie erhob ruhig den Kopf: „Du mußt für mich den Wirt bezahlen."

Ich befriedigte die unverschämte Forderung des Mannes und verließ rasch das Haus, Psychidion an der Hand führend, während uns Schreien und Gelächter verfolgten.

Eben ließ der Regen nach und die Sonne trat hinter einer zerfetzten Wolke hervor. Ich sah Psychidion in ihrem weißen Kleide, losgelöst von der schmutzigen Umgebung, aus der ich sie brachte, ich sah auch, daß sie sehr schön war. Sie schürzte ihr Gewand und ging bald vor, bald hinter mir, je nachdem es die gänzlich überschwemmte Straße verlangte, auf der ich nun unzählige Male Stücke ihres Spiegelbildes sah. Wir sprachen nichts, es lag aber nun, da der Regen ganz aufhörte, ein wunderbarer Duft von ihm auf der Landschaft. Schweigend erreichten wir Tibur. Der alte Davus, der auf mein Klopfen das Landhaus aufschloß, begrüßte mich freundlich, mit seinem weißen Kopfe nickend, rief sogleich dem Koch einige Weisungen zu und verschwand auf meinen Wink, um dem Mädchen ein Gemach einzuräumen.

Sie stand und sah die Ahnenbilder an den Wänden an, dann glitt ihr Blick flüchtig auf mich und sie setzte sich auf eine der steinernen Bänke mit der Gebärde der Sklavin, die auf einen Befehl wartet. Ich rief sie aber, als ich den Koch die Mahlzeit auftragen sah, zu meinem runden Tisch, und nachdem wir gegessen und getrunken hatten, ohne ein Wort zu wechseln, winkte ich ihr mit in den Garten zu kommen, der von der späten Nachmittagssonne wundervoll verklärt dalag, mit vielen Regentropfen auf den Zweigen, in den Schalen und Kelchen der Blumen. Wir gingen zwischen den gestutzten Gebüschen, und auf den sauberen, feuchten Wegen, die aufwärts führten auf einen Hügel und dort ihr Ende finden an einer steinernen Bank, hinter der greise Bäume flüstern. Von hier sieht man das Landhaus etwas tiefer unter dem sich senkenden Garten liegen und die vielen Bäume und Landhäuser und den Tempel der Sibylla, die alle am silbernen Band des Flusses hängen

wie Regentropfen an einem langen Grashalm. Und dann die Ebene, über die sich langsam ein weicher Nebel dehnte. Und wenn ein sanfter Wind war, fielen in dem Garten unzählige Tropfen wie Früchte klingend herab, als ob die Bäume wenigstens so ihre Dankbarkeit zeigen wollten, denn was sie trugen, war unreif.

Wir setzten uns nieder und ich nahm Psychidions Hand in die meine. Wir sahen uns in die Augen und ich fragte endlich halblaut: „Wer bist du?" Da sah ich, wie ihr die Tränen unter den Lidern hervortraten und dann warf sie ihr schönes Haupt an meine Brust und sagte unter Schluchzen: „Nimm mich, nimm mich und laß mich nicht von dir. Denn du bist so, daß ich dir voll vertrauen muß." „Arme," sagte ich und strich über ihr Haupt, „du mußt noch in Furcht vor etwas Bösem sein. Fürchte dich nicht mehr; ich will wirklich gut zu dir sein. Erzähle mir, wer du bist."

Sie erwiderte: „Ich bin eine Griechin. Vater und Mutter habe ich nicht gekannt.

Ich weiß nicht, woher mich die alte Frau hatte, bei der ich in Neapel aufwuchs. Sobald ich erkannte, wozu sie mich erziehen wollte — sie hatte viele bei sich, die wie ich waren — haßte ich sie und alle. Sie schlug mich. Ich floh. Dann wollte ich nach Rom, denn es gibt dort gewiß reiche Frauen, die Dienerinnen brauchen können. Ich lief durch wüste Strecken Landes und mied die Ortschaften. Einmal verfolgte mich ein Mann auf langen Wegen durch das Getreide. Aber ich versteckte mich in einem Felde in der Mitte neben dem Nest eines Vogels, da fand er mich nicht. Bei Nacht eilte ich weiter. Oft schlief ich im Walde oder verbarg mich in Sümpfen und hohlen Bäumen. Aber in diesen heißen Tagen verließ mich aller Mut, ich blieb in jenem Gasthaus in Collatia. Ich sah, daß ich nicht so weit hätte wandern brauchen. Das Leben wurde mir zum Ekel. Ich wollte mich töten, als du kamst." — Ich sah sie verwundert an und sprach: „Du hast dich doch zu mir gesetzt,

wie jene andern täten, die der Wirt beherbergt?" Sie wurde rot und sah weit fort, hinter die letzten Landhäuser. Dann sagte sie: „Ich wollte mich einem gewähren. Weil ich ja doch schon bestimmt bin. Einmal. Und dann sterben." „Du sollst nicht sterben, Psychidion!" rief ich aus, „du sollst bei mir bleiben, so lange es dir gefällt. Und das möge lange sein. Ich will morgen Schmuck und Gewänder und Salben aus Rom holen lassen und du sollst wie meine Schwester in diesem Hause sein." Sie sprach: „Ich habe lange in Elend gelebt. Ich bin geschlagen worden und Hunger hat meinen Leib gekreuzigt. Ich weiß auch nicht, wie lange ich dir gefallen werde und wie lange es mir bestimmt ist, in deinem Hause zu wohnen. Vielleicht aber, wenn du gut bist, lerne ich glauben, daß ich hieher gehöre, obwohl die große Welt draußen mich verlangt. Jeder verlangt mich. Du wirst ihnen nicht widerstehen können und mich davonjagen. Das fürchte ich und ich muß es dir sagen.

Ich muß. Du aber tu, wie es dir gut scheint."

Ich entgegnete: „Davon wollen wir doch nicht reden. Aber höre mich an. Ich bin ein Bildhauer, einer, der den Steinen begegnet, wie das Schicksal dem Menschen; ich bin das Schicksal der Steine, ihr großes Schicksal, daß sie nicht verwittern und zerbröckeln und zerreiben, sondern daß ihr Schönstes herausgeschält werde aus ihnen. Ich muß Menschliches aus ihnen holen, ebenso wie das Schicksal, das göttlichen Ursprungs ist, aus uns Göttliches hebt und es ans Licht stellt; denn sonst wüßten wir ja nicht, was das Göttliche ist, wenn wir es nicht manchmal an Menschen sähen. Dank sei den Göttern hiefür: vielleicht danken uns auch im stillen die Steine. Jedenfalls aber sollten uns die Menschen danken, denn wir zeigen ihnen, was sie sind; so lernen sie von uns, was sie im trägen und oft verächtlichen Sein des Werktags nicht zu erkennen vermögen, sich selbst. Ich will nicht entscheiden, ob

man ihnen Menschen, wie sie sind, zeigen soll oder Menschen, wie sie werden sollen, Götter also; ich glaube, daß nur ein sehr vollendeter Mensch Götterbilder schaffen kann. Ich wenigstens will Menschen schaffen in dieser Zeit und vielleicht werde ich einst der große Künstler, der Götterbilder schaffen und die Menge vor ihnen auf die Kniee zwingen darf: Betet an, was ich aufgerichtet habe."

Nun ich dies schreibe, denke ich mir oft, ob ich lieber lächeln oder weinen soll. Ich konnte damals wohl so reden, denn ich war jung und sah in die Augen Psychidions; ich hatte etwas erlebt und das löst uns immer die Zunge zu merkwürdigen und schönen Sätzen, über die wir selbst überrascht und sehr glücklich sind und an denen wir uns berauschen. Und so fuhr ich fort, das Feuer der Jugend atmend: „Siehst du, Psychidion, und nun finden alle Bildhauer den Stein unvollkommener, als er ist, indem sie sagen: Es mangelt ihm vieles, den Menschen dar-

zustellen, zum Beispiel die Stimme. Als ob der Mensch von Anbeginn schon mit den Stimmen der Götter spräche, die ihm das Schicksal, das wundervoll wundertätige, in seiner Kehle einst lösen wird! Liegt nicht gerade hier eine erhabene Aufgabe, den Stein von seiner Stummheit zu befreien? Die Standbilder sollen sprechen und rufen und singen und schreien, mit so viel Klängen und Tönen, als wir ihnen abzugeben vermögen. Und weißt du, Psychidion, was ich glaube? Ich glaube, daß ich das kann, daß ich das mit dir kann. Ich las es von dir ab, sobald ich dich erblickte, wie du mir zu helfen geeignet bist, wie ich an deinem Körper den Menschen zeigen kann, was sie sind, aufgefangen, wie in einem Spiegel." — Dann fügte ich hinzu: „Du hast Vertrauen zu mir und wirst dich nicht fürchten, vor mir nackt zu sein. Bei meinem Lehrer, in meiner Kunst, sah ich viele so, und habe doch niemals eine berührt." — Davus kam und sagte, das Zimmer sowie das Bad

seien bereit. Die Sonne war im Untergehen.

Erst am andern Morgen sah ich Psychidion wieder. Ich hatte in meiner Werkstätte alles vorbereitet und ließ ihr durch Davus sagen, daß ich sie erwarte. Bald nachher kam sie und trug alle Schwerter in der Hand, die sie im Atrium aufgehängt gefunden hatte. Sie sprach: „Kennst du den Schwertertanz? Du bist gelehrt und hast wohl davon gelesen. Es gibt nicht viele, die ihn tanzen können," sagte mir die Alte in Neapel und hat ihn mich gelehrt. „Du mußt ihn sehen. Anders kann ich dir meinen Dank nicht zeigen. Es ist alles, was ich kann." Sie begann die Schwerter in den weichen Boden zu stecken, so daß die Spitzen nach oben sahen; dann entkleidete sie sich, band über die Haare ein Tuch, damit sie nicht auseinanderfielen, und vermochte es, wie eine sehr geschickte Gauklerin, sich auf die Hände zu stellen, den Körper durch raschen Schwung in die Höhe zu ziehen und über das erste Schwert

6

zu schnellen, so daß sie, ohne sich auch nur geritzt zu haben, wieder auf die Füße zu stehen kam. Im Nu war sie auch schon über dem zweiten und durchlief so die ganze Reihe der Schwerter in rasender Eile. Ihr Körper, eine rosenfarbene Klinge, schwebte leuchtend über den blitzenden Waffen, hob und senkte sich sicher, ein Sinnbild eines kühnen Lebens. Und nun wußte ich auch, daß ich dieses Spiel von ihr erwarten konnte nach den ersten Worten, die ich aus ihrem Munde vernommen hatte. Sie erhob sich erhitzt und mit geröteten Wangen, öffnete das Haar und lächelte mir zu. Ich war ergriffen von dem Zauber dieser Kunst und da ich sie nun, mit den Spuren eines langen Elends auf ihrem schlanken Körper, vor mir sah, wußte ich sogleich: Das Standbild, das ich aus ihrem Wesen schaffen will, soll die Not sein. Die Gestalt sollte aufrecht dastehen, die Arme gebogen, die Fäuste zusammengekrampft; den Kopf heben, so daß man die Sehnen am Halse sieht und

den Ton sich aus der Kehle ringen sieht, der aus dem schmerzverzerrten Munde kommen sollte. Es sollte ein Schrei sein von der Art, daß er alle anderen Stimmen übertönt: Das Geflüster, das Gemurmel, das Gerede, das Gelächter. Diese sollten die Reliefs auf den vier Seiten des Sockels bilden. Denn über diese alle ist die Stimme der Not gestiegen und reckt sich laut in den Himmel, immer höher. Und jede Stelle des Körpers sollte ein Mund für diesen Schrei sein. Dieser Körper sollte den Schrei aller Not in sich aufgenommen haben und wiedergeben; den Schrei der Hungernden, den Schrei der Untergehenden, den Schrei der Vergewaltigten, den Schrei der trostlosen Verlassenen, den Schrei der Gekreuzigten. Es sollte darinnen sein der Schrei der Löwin, der man die Jungen geraubt hat; der Schrei des Waldes vor einem entsetzlichen Blitzschlag; der Schrei des Meeres, das in einer bösen Nacht an einem erbarmungslosen Felsen zerschellt; und der Schrei der Erde, deren Haut von

6*

einer Egge in Fetzen gerissen wird. Jener Schrei den niemand mehr als einmal zu hören erträgt.

Wollte und glaubte ich das wirklich alles und stand es damals wirklich so ungeheuer vor meinen Augen wie jetzt, da ich dies schreibe mit klopfendem Herzen, jetzt, da ich vermeine, an der Erinnerung daran mich noch einmal entzünden zu können? Aber ich brauche nur an die kleine Psychidion zu denken, die damals vor mir stand und vielleicht nicht wußte, warum meine Augen leuchteten wie Zeichen am Himmel, die Großes verkünden; ich brauche nur an die kleine Psychidion zu denken, von deren gequältem und armseligem Körper mir die Wunden meiner längst als elend erkannten Jugend entgegenleuchteten und die mir darum so wunderbar schön erschien; ich brauche nur an Psychidion zu denken, um zu wissen, daß alles dies zu groß für mich war und nicht der rechte Weg. Daß die Grenzen meiner Kraft auf Erden sehr nahe aneinanderlagen, daß nicht

das, was sie einschlossen im Leben, sondern was jenseits von ihnen weit und unbestimmt sich dehnte, mein Reich war, mein eigentliches lange unerforschtes Reich.

Aber in jenen Tagen, die voll Sonnenschein waren, begann ich mein Werk. Psychidion stand vor mir und war schön und arm. Wenn sie müde war und sich auf die Pantherfelle niederließ, gab ich ihr Früchte und Wein, daß sie rastete. Oder wir saßen ganze Nachmittage auf der Bank, die auf der Höhe des Gartens steht wie Bruder und Schwester und wir sprachen nur von unserem Werk oder von den Vergangenheiten und wie wertlos sie geworden waren. Das wußte ich, daß dieser wunder- und wundenvolle Körper eines Tages doch auch mein sein würde. Ich habe an diesen enthaltsamen Tagen mit ihren Gliedern gelebt, wie es kaum je ein anderer vermag. Ich habe sie wie die meinen gekannt, ohne sie zu berühren. Immer sagte ich mir, es sei noch zu früh. Sie bliebe ja bei mir und einmal würde

dann die Erfüllung kommen. Jetzt würde ich sie vielleicht zerbrechen und damit mein Werk. Und so begnügte ich mich ihr an schönen Tagen Rosen ins Haar zu flechten oder sie leise zu streicheln; und dieses war die größte Lust, die ich mir erlaubte, meine Hand auf der ihren oder auf ihrer Schulter, die weich war, ruhen zu lassen. Manche Nächte freilich waren heiß. Einmal, als der Sterne viel zu viele waren und der nächtliche Wind keine Kühlung gab, stand ich schon an dem schweren Vorhang, der unsere Gemächer trennte und wollte ihn zurückschlagen. Ich hörte sie ruhig atmen und dachte an mein Werk. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß sie sich ebensosehr nach mir sehnen müsse, wie ich nach ihr, und sah, bis die leise bewegten Falten des Vorhangs wieder schlaff und still lagen und regungslos herabhingen wie die Nacht.

Aber nun ist es doch so gekommen. Und ich weiß heute, daß sich damals mein Los entschied; daß ich alles Folgende, was

ich unternahm, ganz und groß vollendet hätte, wäre mir damals das Ausharren gelungen. Ich wage es nicht zu entscheiden, wer die Schuld daran trägt; ob meine Jugend und mein Ungestüm oder ob es das Weib war. Ich will nur mit zitternder Hand schreiben, daß es so war und schreibe damit meine eigene Verurteilung. Ich hatte am Abend noch einmal die Gestalt angesehen. Psychidion stand dabei und wir bewunderten sie beide, daß sie uns so gelang. Ich war glücklich; ich erzählte ihr alles, was ich in ihr vereinigt dachte an Wundern des Lebens, ich berauschte mich und sie mit dem gewaltigen, dröhnenden Anschwellen meiner Worte, mit denen ich, ein titanischer Sieger, das Leben in klingende Fesseln schlug. Und in der Nacht ist sie zu mir gekommen.

Am nächsten Morgen, als wir uns in der Werksättte sahen und Psychidion sich entkleidet hatte, mußten wir beide lächeln. An diesem Tage tat ich keine Arbeit mehr. Der andre Tag machte mir Angst und am

dritten sah ich, daß ihr Körper nicht mehr die furchtbare Gewalt des Leides hatte, und daß an dem Leib, wie er bisher gemeißelt vor mir stand, nichts von all dem zu sehen war, was ich wollte. Jetzt erkannte ich meine Kleinheit und die des Weibes. Ich hätte Hunderte und Tausende von Weibern vor mir haben müssen und von jeder der Angstgepeitschten, Sorgengebrochenen und Reuezerfressenen einen erhabenen Zug nehmen müssen. Der Körper Psychidions kam mir kläglich arm vor und wertlos. Ich sah, daß sie nackt war. Ich befragte mich verwundert und verzweifelt, wie ich denn aus diesen Gliedern, die nur wenige harte Tage gesehen, die nicht von einem langen Leben der Arbeit und Qual gemeißelt waren, die niemals laut sprachen, den Schrei des Elends heraushören konnte, jenen Schrei, der wie ein Baum war und seine Wurzel in den Füßen der Gestalt und seine Krone langschattig über dem Mund haben mußte. Ich stieß Psychidion weg, als sie mir mit

besorgten Fragen näher kam, und sie verkroch sich wie ein wundes Tier. Ich glaubte dann noch mein Werk retten zu können, wenn ich bei Gewittern durch den Wald lief und lauschte; wenn ich meinen schönsten Apfelbaum fällen ließ und sein Ächzen hörte und wie die Späne sprangen, aber ich kam nach Hause und sah die verhaßte leblose Gestalt vor mir — ich hieb ihr Arme und Kopf herunter und warf den Körper in einen Winkel.

Psychidion hatte dies mit steigender Angst gesehen und ging an jenem Tage mit verweinten Augen herum. Am Abend aber, als ich trostlos auf dem Hügel saß, kam sie mit einem Lächeln zu mir hinauf. Zuerst widerte mich das Lächeln an und schon formte sich mir ein gemeines Wort — aber da sah ich in ihren Augen jenes verheißende Feuer, das ihr Blick in hohen Zeiten haben konnte. Ich litt es, ohne mich zu rühren, daß sie mir die Hand auf das Haar legte und sagte: „Lieber! Ich habe lange über alles nachgedacht und nun sage

du selbst: Hat nicht das Glück, das wir hier genießen, das vergangene Elend zerstört? Wie konntest du, während wir so blühten, an Tage denken, die längst verwelkt und zerfallen sind? Weißt du nicht, wie undankbar es war, daß du an den Tagen der Not hingst, als schon die des Glückes zu dir traten? Danke doch den Göttern, daß sie dir das Bild des Leides zerstörten, das dich noch zu sich in den Bannkreis des Schicksals gezogen hätte." So und ähnlich sprach sie tröstende Worte und gewann mein ganzes Herz dabei, und als sie dann schloß: „Du sollst doch kein Denkmal des Leides schaffen, sondern versuchen eines dem Glück zu setzen; wer weiß, wie lange wir es noch haben, und sollen wir uns, wenn es tot ist, nicht an seinem schönen Grabstein ausweinen können?" Da sank sie tränenüberströmt an meine Brust. Ich aber war glücklich und dachte daran, wie sie einst hier geweint hatte, ratlos und in Trauer und nun schon um unser beider Glück kämpfte

und es mit sieghaften Tränen eroberte. Wir küßten uns lange und alle ihre Tränen habe ich aufgeküßt, nicht nur die bitteren, sondern auch die, welche aus kristallenem Glücke bestanden. Wir gingen selig durch den Garten auf den lichten Wegen und schlangen die Hände ineinander; wir pflückten Rosen und streichelten das zahme Reh, das zu uns gelaufen kam. Es fiel uns auch ein Lied ein, uns beiden zugleich, das man damals überall sang, und auch wir sangen es in die dunkelnden Büsche und weckten das Echo, das sich schon auf moosigem Boden schlafen gelegt hatte. Und schon wußte ich mein neues Werk: es sollte der Sänger sein, den ich bilden wollte, der sein eigenes Glück sang, und wir freuten uns sehr, daß wir dies gefunden hatten.

Und nun ging ich wieder an die Arbeit. Der Sänger sollte aufgerichtet stehen, als ob er gegen Abend in die Sonne sähe; beide Hände, ein wenig müde, hingen ihm herab und in der einen hielt er noch die Sichel. Der eine Fuß stand auf einer Garbe,

die er eben gebunden haben mußte, und es war, als ob der Segen der Arbeit dort in ihn hineingetreten und auf der langen Wanderung wunderbar geläutert ins Herz geflossen wäre, das ihn als Lied in den Mund schickte. Darum sollte die linke Seite der Brust frei sein von dem groben Gewande und dort sollte sich alle die Kraft ansammeln, die das sommerliche Lied erzeugte: wenig von Apollo, aber viel von der Erde. Es sollte auch auf seinem Gesichte alle die Kraft liegen, die er heute dem Acker gegeben und die Abendröte sich förmlich widerspiegeln in seinem Gesichte. Auch bei ihm mußte die Stimme greifbar sein, mußte das Lied, seine Worte wie seine Melodie, ablesbar sein aus seiner Gestalt wie die Ernte von einem Felde. Es mußte Andacht und Stolz, Dankbarkeit und Selbstvertrauen darin liegen. Ich wußte, daß sein Sang nicht so gebieterisch zum Himmel stieg wie ein wilder Schrei, aber das erkannte ich wohl, daß er auch zu jenen Tönen gehörte, die ewig und unabänderlich und

unzerstörbar über den verworrenen Geräuschen dieser Welt schweben. Dies sollte auch dargestellt werden, indem auf dem runden Sockel der Kreislauf des Jahres angedeutet wurde, der niedrigen und alltäglichen und oft lärmenden Beschäftigung, deren Besieger das Lied ist: hievon vollendete ich zuerst die Drescher.

Für manche Tage hatte ich mir Modelle bestellt, Hirten und Schnitter, wie sie in der Umgebung lebten, wo sie den römischen Patriziern die Herden verwalteten. Oft schwirrte Psychidion mit hellem Lachen herein und brachte mir Blumen oder sie sprach mit dem täppischen Faun, der bei mir war, so daß wir oft genug zu lachen hatten. Ich konnte mich über mein Leben nur wundern, wie es so ruhig und selig monatelang hingehen sollte, daß wir an Abenden durch den Garten gingen und sangen und glücklich waren oder, wenn es regnete, in der Stube saßen und die Ahnenbilder betrachteten und träumten. Und das mußte auch enden. Schon als mir

Psychidion einmal, als wir auf dem Hügel saßen, bekannte, daß sie sich Mutter fühle, änderte sich vieles. Nun hatten wir kleine Sorgen, die uns unterhielten, meine Arbeit ging sehr ernst weiter und Psychidion saß schweigend dabei, aber ihre hellen Augen folgten unablässig meinen Händen. Es war Weihe in das Haus gekommen, wie sie immer ist in Wohnräumen, wo man jemanden erwartet. Ich sprach selten laut, denn mir kam jedes Wort schwer und gewichtig von den Lippen, als ob es nicht hoch fliegen könnte und sich bald irgendwo ausrasten müßte, wie ein sehr müder Vogel. Psychidion war still und glücklich und es war, als formte sie sich auch ihre Bildhauerarbeit.... die zerbrach.

Denn das Kind kam um zwei Monate zu früh zur Welt und starb nach einem Leben von wenigen Augenblicken. Bald nachher starb auch die Mutter, im Fieber und zerfleischt.

Wie kommt es doch, daß die Erinnerung

daran mich immer wieder rührt? Was hält mich ab, ihr trauriges Ende zu beschreiben, und welcher Schmerz ist dies? Ich habe ja weiter gelebt und das heißt immer: sich alles zurechtlegen. Und es ist gut und erlösend, wenn man das mit schnellen und sicheren Fingern tun kann, aber es ist schwer: wie schmerzhaft ist es doch, wenn sich etwas davon rührt, was wir längst niedergestreichelt haben, sich verschiebt und an die andern Dinge stößt, und wie unendlich traurig ist es, wenn wir dies wieder in den Schlaf singen müssen mit Liedern, die wir aus unserm schönsten Tag, der dem Leben gehört, heben müssen....

Zwei Dinge sehe ich in unserem Leben für wichtig an: den ersten Liebesgenuß und den Tod. Von unserer Geburt können wir nicht sprechen, denn von ihr wissen wir nichts und sie gehört in ein anderes Leben. Die Liebe ist aber jenes Geheimnis, das noch furchtbarer ist als der Tod. Denn wir wissen, daß es nach der Braut-

nacht ein Weiterleben gibt, was wir vom Tode nicht wissen. Daß es dann ein größeres und höheres Weiterleben gibt, was wir vom Tode nicht wissen, aber glauben können. Ich glaube daran. Er wird sein wie das Weiterleben nach jener Nacht, ein neues Sichfinden, Gebären und Sterben in die Unendlichkeit. Unsre Jugendjahre sind unsere Vorbereitung für den Liebesgenuß; unser Leben die Vorbereitung für den Tod. Es kommt nur darauf an, ob wir das Wissen, das wir in der Liebesnacht gewinnen, ertragen können und so ist es auch beim Tode. Wer jenes nicht erträgt, für den ist auch der Tod nur ein Zerstörer. Und weil sie zu solchem Wissen zu schwach war, muß ich Psychidion noch mehr lieben, als vorher. Ich bin gewiß frei von Schuld, ich habe sie nicht zerbrochen, es lag alles an ihr. Sie wußte vielleicht sogar, daß es ihr Verderben war und hat sich darum mir geschenkt.

Aber es ist auch gar nicht nötig, von ihr zu reden, mein Lebensgang ist viel

wichtiger. Dieses Weib hatte kein Schicksal, sondern war eines, und daß sie das meine war, das mir in den Weg trat, wie ohne Absicht und zufällig, hat ihr Leben auslöschen und meines umgestalten müssen. Ich klage sie nur an und habe kein gutes Wort für sie; ich muß ihr fluchen, weil sie so jämmerlich starb. Denn als ich, wahnsinnig vor Schmerz, nicht wußte, wohin ich gehen sollte und meine Statue ansah, war es mir, als ob sie nicht sang, sondern lachte. Sie lachte über das Fürchterliche, das hier vorgegangen war und ich glaubte zu erkennen, daß ich niemals das Schicksal der Steine sein könnte, die ungebärdig gegen mich waren, sich aus meinen Händen wanden und mich verhöhnten. Und da ich dies sah, zerschlug ich das Standbild und nur ein kleiner Teil blieb übrig, und das waren die Drescher. Ich betrachte sie heute und finde sie seltsam groß; ihre knochigen Arme schlagen und schlagen auf die Halme des Kornes und schlagen....

7

Die Leere in meinen Gemächern ertrug ich nicht mehr. So ließ ich das Haus in der Obhut des alten Davus und ging fort, zuerst ohne Ziel. An einem schönen Morgen, als ich über eine dunkelgrüne Weide schritt, sah ich im Schatten einer riesigen Ulme zwei Hirten gelagert, von denen der ältere den jüngeren um ein Lied bat; und der sang von der Gewalt der siegreichen Aphrodite; von den Reizen der kleinen Amaryllis in der Grotte, die ihn immer verspottete, und wie sie sich schmückte; von den Schönheiten der Jahreszeiten, deren allerschönste aber der Frühling war; von den Herden und ihrer Nahrung und daß der Wolf die trächtigen Lämmer schonen möge und der Hund nicht zu fest schlafe, wenn der böse Würger nah sei. Und als der junge Hirt sein Lied geendet hatte, schenkte ihm sein Freund für den untadeligen Sang eine Syrinx, die neunstimmig war, unten und oben gleich und mit Jungfernwachs gekittet. Das hörte ich alles, klagte mich an und sprach: „Du

hast deinen Lebensweg verfehlt. Du hättest Musiker werden sollen. Da hättest du über die Stimmen aller Dinge wie ein Herrscher verfügt. Alle hätten dir gedient und du hättest sie vereinigt zu einem übergroßen Klang, der die Welt bedeutete.“ Später aber dachte ich anders hierüber; denn ich sah, daß in der Kunst, die ich erwählt hatte, auch nichts anderes sei wie in der des Musikers: daß ich meinen Statuen das Lied geben wollte, das ich hatte, daß mein Sänger damals in eine immerwährende Abendröte singen konnte, während die Lieder in der heißen Zeit des Tages schweigen müssen, wenn Pan in den Wäldern ruht. Und vielleicht war es in der Dichtkunst oder in der Rhetorik oder in der Philosophie nicht anders. Aber was ich nun zu erwägen begann, war etwas Größeres. Ich sprach zu mir: „Du hättest in keiner von all den Künsten das erreicht, was dunkel als Ziel vor deinen Augen stand. Du wolltest es immer anderen Dingen überlassen, deine Stimme auszusprechen.

7*

Sprich sie selbst! Laß dein Wesen eine solche Stimme sein, die mit einer Größe, wie sie nur ewigen Dingen eigen ist, über den wechselnden Gesprächen der Menschen aufgerichtet steht.“ Und seit ich dies erkannte, bin ich kein Bildhauer mehr, vielleicht aber der meiner selbst.

Die folgenden Jahre meines Lebens sollten diesem Ziele geweiht sein. Ich kam nach Rom und verließ die Stadt lange nicht. Ich suchte die Gönner meiner Kunst auf, die ich einst hatte, und mit ihrer Hilfe gelang es mir auch, eine Anstellung im Staate zu erlangen. Dieses ist alles aus den Berichten der zeitgenössischen Schriftsteller bekannt, und ich habe nicht viel hinzuzufügen. Ich verwaltete Einkünfte ganzer Provinzen und empfing deren seltsame Gesandte: ich war bei tagelangen Gastmählern reicher Prasser und wurde selbst mitGütern gesegnet, als eine Hungersnot in Rom die Preise des Getreides verhundertfachte. Ich genoß die Gunst vieler schöner und angesehener Damen, darunter

einer Schwester der Kaiserin, die ich im Tempel der Isis oder in den Bädern von Bajä traf. Und diese Zeit muß ich zu den schlechten meines Lebens rechnen, denn ich konnte nicht immer des Zieles eingedenk bleiben, das ich erreichen wollte, was ja bei den vielen Geschäften eines eifrigen Staatsbürgers kaum verwunderlich ist, und empfand es oft nur dunkel, wie im Traum, und wußte nicht, woher es kam. Ja manchmal wagte ich alles zu verleugnen und von mir zu weisen, was ich in meinem früheren Leben für höchst bedeutend gehalten hätte. Ich sah einmal einen stummen Menschen mit einem solchen Ausdruck in seinem blassen, bartlosen Gesicht, wie ich ihn einst meinen Standbildern ähnlich zu geben trachtete, so daß ich ihn kaum bemitleidete, sondern erschrak und erkannte: Er spricht. Und im Augenblick sah ich, wie erbärmlich ich vor ihm stand, und das gab mir einen Stich, so daß ich mich umwandte und schnell zu der witzigen Bemerkung lachte, die ein Legat über das ausschwei-

fende Leben des Kaisers machte. Und als ich mich von einer furchtbaren Strenge gezwungen nach dem Stummen umdrehte, war er nicht mehr da. Ich muß es vielleicht beklagen, daß ich ihn so leicht vergaß. Oder daß ich auch der Männer nicht lange gedachte, die als gefährliche Aufwiegler des Volkes zum Tode verurteilt wurden und beschworen, ihnen seien überirdische Stimmen verliehen, eine neue, unerhörte Botschaft zu verkündigen Stimmen, die sich in feurigen Zungen auf sie niedergelassen und sie heilig und unverletzlich und groß gemacht hatten. Ich hätte gerne mit ihnen gesprochen, ja es hätte mich nicht viel Mühe gekostet und vielleicht hätte ich ihnen sogar das Leben gerettet, denn ich verkehrte damals mit der Frau des Prätors, der sie richtete. Aber ich fürchtete, daß diese Männer mich verwerfen würden und so ging ich vorbei an ihnen.

Da geschah es, daß mir der Kaiser den Oberbefehl im Krieg gegen die Parther gab. Die Nächte im Lager, wo sechshundert Sterne

auf die Ebene von Mesopotamien schauten, wo der Mond rot und reich am Himmel kroch, wo die Soldaten ihre Lieder tief in das Dunkel sangen und in meinem Zelte neben mir auf kostbaren Fellen die Einsamkeit saß und mich purpurn anschaute, wo die Rüstungen im Winde klirrten, verschlafen und ohne Bedeutung; wo ferne das Geheul eines wilden Tieres erscholl, das unsere Feuer fürchtete... da habe ich dir, Psychidion, viele Tränen nachgeweint, dir und dem Elend und dem Sänger. Da wichen von mir die Besudelungen des Lebens, die noch an mir klebten, ich glaubte eine große Kraft in mir zu fühlen und bin auf die Kniee gesunken zu einem mächtigen Gebet, das an den unbekannten Gott gerichtet war. Denn damals erhoffte man viel von diesem.

Dann kam ein großer Schlachttag voll hartem Staub und Sonnenbrand, der meine Soldaten in alle Welt auseinanderpeitschte und dessen Todesschrei gen Himmel klirrte, so daß mein bittendes Rufen und meine

rasenden Befehle untergingen wie die gesalbten Feldzeichen des Heeres. Danach kamen die schändlichen Anklagen in Rom und die Richter fanden meine Stimme ohne Klang. Ich bemühte mich, den Verlust meines Barvermögens nicht hoch zu achten und verließ die Stadt.

Als ich so verarmt auf mein Landgut in Tibur kam und dort alles schweigsam und eines großen Ereignisses gewärtig fand, dessen Möglichkeit nicht in mir war, da fielen mir Kindertage ein und Wandgemälde in einem patrizischen Palaste. Ein großes Verlangen, Ägypten zu sehen, ergriff mich, wie wenn ich so mein Leben neu beginnen könnte, und ich eilte nach Puteoli, um mich einzuschiffen. Die beschwerliche zwölftägige Seereise war mir leicht wie einem, der nichts zurückläßt und geht, viel zu empfangen. Ich kam nach Alexandria, das eine große Stadt ist und ohne Ähnlichkeit mit Rom, denn die Straßen sind breit und rechtwinkelig und die Tempel des Judenvolkes, das hier lebt, ragen aus dem

Häusermeer empor, wie Inseln über der See. Ich dachte wieder an alles, was hinter mir lag und ich fand, daß meine Stimme nie über allen anderen schweben würde, wie ich es gewollt hatte: sondern, daß sie noch wie die Insel Delos war, die ein Gott stillestehen geheißen hat, damit Leto darauf Götter gebären könne. Aber zu mir kam kein Gott. Dies und noch mehr klagte ich einem alten Juden, der mich beobachtete, wie ich vor seinem ruhigen, wurzelsicheren Tempel stand, von dem mir solche Gedanken erwachten und der mich anredete. Er sagte mir, daß in der ägyptischen Wüste ein alter Mann lebe, der höchste Weisheit sein eigen nenne, und daß dieser mich von allem lossprechen würde, was mich bedrückte und mir vielleicht auch ein Ziel angeben könnte, das meiner würdig sei, machtvoll über vieles und erhaben.

Ich achtete kaum darauf, obwohl er mir genau sagte, wie man zu diesem Manne gelangte und beeilte mich nicht, ihn aufzusuchen; sondern ich reiste tiefer nach

Ägypten hinein und betrachtete die unaussprechlichen Wunder, die uns eine seltsame Zeit hinterlassen hat und die uns undeutbar geworden sind, wie die gebrochenen Augen eines Toten. Da waren Wände mit Dingen bemalt, die an Farbenprunk nicht ihresgleichen haben; mit braunen Männern, die gelbe Antilopen und weiße schwarzfleckige Stiere führten oder Vögel mit roten Schnäbeln trugen, oder solchen, die Feldzeichen in den Händen hielten und Fächer und solchen, die still saßen und nichts taten; größer aber, als alle andern, einer der geht, mit einem Pardelfell gegürtet, und dessen Abzeichen Geißel und Krummstab sind. Da waren Göttinnen mit Kuhhörnern auf ihrem Kopfe gemalt und Priesterinnen, die schlanke Beine haben und faltige Gewänder; und keinem Land müssen so kostbare Dinge als Tribut zugeschleppt worden sein, als diesem. Da waren Tempel, die kein Ende haben, mit Säulen, die bemalt sind wie Wände; da waren die Pyramiden, die dastehen wie die Ewigkeit und

vor denen jede Stunde wie ein Sandkorn in der weiten Wüste erscheint, das sich vielleicht von einem ihrer Steine loslöste. Da war aber auch der Strom, welcher der heiligste unter allen Gewässern der Erde ist, denn man weiß nicht, woher er kommt, und man weiß nicht, warum er alle Jahre das Land überschwemmt, das durch ihn fruchtbar ist und woher er die wunderbaren Tiere brachte, die nur hier leben, das Flußpferd, dessen Lippen so geschwollen sind, das Krokodil, das gefährlich und gefräßig ist und dem der Ichneumon, wenn es schläft, in den offenen Rachen kriecht und ihm das Herz verzehrt, und viele Vögel. Und einer, der hier König war, mußte feierliche Tage erlebt haben, Tage, an denen er wußte, was wir oft nicht wissen: welche Kräfte in seiner Zeit sind und was sie aufzurichten vermögen an Dingen, vor denen sich die Zerstörung scheu verkriecht, und was er denen zu befehlen hatte, die sich beugten vor seiner Geißel und seinem Krummstab, und warum seine Stimme

dahinbrausen mußte über die zahllosen Scheitel seiner Untertanen wie ein Orkan.

Hierüber dachte ich viel nach und meine Abende waren voll Angst. Dann bin ich endlich zum Einsiedler gegangen, den ich in einer Höhle leben fand, in einer unwirtlichen und verhaßten Gegend. Ich warf mich ihm zu Füßen und erzählte ihm mein Leben; die Worte klangen in diesem Wunderlande, als ob sie nicht wahr wären. Aber ich hatte die Gewißheit ihrer unerbittlichen Wahrheit an den Wunden, die ich davon trug, und daß es Wunden waren, erkannte ich an vielem Blut.

Er aber sprach zu mir: „Mein Sohn, du bist in einem Irrtum gewesen all dein Leben lang. Du hast nur gehorcht auf alle Stimmen, wenn sie aufstiegen und laut wurden und sich entfalteten wie Segel, und hast ihnen nicht zugehört, wenn sie zusammengespreitet und dunkel hingen wie Fledermäuse und schwiegen. Du glaubtest nicht, daß sie mehr sagen können, wenn sie nicht zu vernehmen sind. Der Irrtum deines Lebens

begann, als du das Schweigen der Standbilder nicht glaubtest. Du hieltest diese Stille für den Anbeginn, ich aber sage dir: es war die Vollendung. Und das gilt auch von deiner Stimme, deren Schweigen du noch nie gehört hast.“ Ich erwiderte: „Das sagst du, der du nicht im Leben stehst. Im Leben ist alles laut.“ Er sprach: „Ist alles laut und geht der Vollendung entgegen. Denn Leben heißt unvollendet sein.“ Ich sann nach und sagte dann: „Willst du damit sagen, daß die toten Menschen mehr gelten, als die Lebenden?“ Er sah mich bedeutend an und entgegnete: „Ich weiß noch nicht, ob ich das sagen will.“

In der heftigsten Bewegung trat ich den Rückweg an. Ich hörte, wie die Nacht hinter mir aufstand und mit großen Schritten mich überholte. Ich ging unerschrocken, auch als es ganz dunkel wurde und in der Ferne die bösen Tiere erwachten und die Finsternis anriefen. Folgende Worte sprach ich zu mir selbst: „Sieh, dieser Mann hat dir die Dinge so gezeigt, wie sie ihm er-

schienen. Er hat dies so gefunden in seiner Höhle, wohin der Ruf der Welt nicht dringt, und darum glaubt er an sie nicht mehr. Das Schweigen gebieten aber hieße das Leben verbieten und wie er der Mann des Schweigens ist und der Einsamkeit, so bin ich vielleicht der Mann des Lebens.“ Ich schlug mir die Brust und klagte: „Wer ist nun besser von uns beiden? Ich habe das Leben und seinen Lärm geliebt, es hat mir alle Standbilder zerbrochen und mich niedergeworfen und meine Stimme für taube Tage heiser gemacht. Es hat unzählige Stimmen gegeben,die lauter waren als die meine und nicht einmal diese waren alle groß. Er freilich war klug. Ein dichter, weißer Bart ist dem einsamen Mann um den Mund gewachsen, den er niemals geöffnet hat, um seine Stimme zu proben, ob sie stark war und ihn selbst vielleicht erschrecke.“

Ich ging und ging und wußte nicht wohin. Ich suchte nach Trostworten für mich und hätte gern ein Weib gehabt, das

sie spenden konnte, wenn sie auch nichtig und leer waren. Es wurde allmählich hell und ich fühlte, daß ich nicht mehr weit gehen könnte. Da sah ich in der Ferne irgend etwas hoch aufragen; ich ging darauf zu und erkannte die Bildsäule eines alten verschollenen Königs, der aufrecht, stumm und unbeweglich dasaß, mit Händen, die einst viel gearbeitet hatten und nun ruhten. Es war eine große, schwarze Müdigkeit um ihn und ich fand es nicht glaubhaft, daß sich je ein Vogel auf diesem Bild zum Ausrasten niederlassen konnte. Das war der Tod. Und niemals bewegte er sich von hier. Denn es war still um ihn wie nirgends sonst. Ich setzte mich auf einen Stein in der Wüste und alles in meinem Herzen war verdorrt. Denn mir schien, als habe der Einsiedler die alleinige Wahrheit gesprochen. Hier hatte er die vollkommene Stille gehört und die Ewigkeit und die Vollendung. Ich weinte, denn nun wußte ich, daß ich immer geirrt hatte.

Die Dämmerung wich und die Sonne

kam groß und voll herauf. Ein lautloser Wind ging über den Sand. Und da löste sich von der schwarzen Gestalt, allem Entsetzlichen, was sie hatte, zum Trotz der erste Ton ab, den ich in dieser Einöde vernahm, ein unendlich süßer Ton ohne Klage, eine berauschende Melodie wie ein Brautgesang oder wie das Lied, das die Knaben im Tempel des Apollo singen, ewig und kostbarer, als alle Stimmen des Lebens. Mir wurde es wunderbar licht, daß der Einsiedler recht damit hatte, wenn er die Vollendung des Menschen im Tode erwartete, obwohl er seiner Sache noch nicht recht gewiß schien, aber auch das sah ich, daß ich noch viel mehr wußte als er. Ich erkannte damals, und jetzt schreibe ich es nieder mit nassen Augen, auf meinem Landhause in Tibur, wo der Herbst auf den Hängen lacht — daß mein Leben kein Irrtum, sondern der Weg zu etwas Großem, zu einer unerhörten Wahrheit war, die ich als erster finden und verkünden soll, wie es mir das Schicksal bestimmt hat und die

jenseits meines Lebens liegt. Wenn ich tot bin, wird meine Stimme sich erheben aus dem dunkeln Lande, das die Menschen nicht kennen. Sie wird von dort auftönen und eine Offenbarung über das Geheimnis des Todes wird ihr Inhalt sein. Es wird nicht Schmerz daraus sprechen und nicht Gewalt, kein Lied wird sie sein, wie es der Schnitter singt, und kein Befehl, der Tausende von schwergewaffneten Männern bewegt, wenn schon sie das Leben umgestalten wird. Auch nicht jener Klang wird sie sein, zu dem man sich das wehe Lächeln einer geliebten Frau denken muß. Sondern es soll ein Urklang sein, von solcher Macht wie eine Quelle oder wie ein Sturm oder ein Vulkan.

Ich weiß von keinem Kunstwerke, das mir im Leben gelungen ist. Aber niemand wundere sich, daß ich, vorherbestimmt etwas Ewiges zu verkünden, mich von je der Kunst zuwandte: zog mich doch das Ewige in ihr an, dem ich verwandt bin!

Ich habe die Stimme nicht aus dem Stein herausgebracht und nicht aus mir selbst; dies versuchte ich überhaupt nur aus einer Vorahnung dessen, was die Götter aus mir heben werden: die Enthüllung aller Geheimnisse, die wir Tod nennen. Daß dies durch meine Stimme aus dem Grabe geschehen wird, ist unverbrüchlich wahr; denn ich glaube so felsenfest daran. Nur deshalb haben die Götter meine Stimme im Leben nicht so gewaltig anschwellen lassen, wie ich Tor es in meinem blinden Wahn wünschte; und sie waren gütig und zeigten mir, als ich sie noch nicht verstehen wollte und konnte und voll Angst und Verworrenheit war, das große Gleichnis an der Bildsäule des Königs in der Wüste. Und sie sagten mir, daß ich dies alles niederschreiben müsse, damit man nach meinem Tode den Atem anhält und lauscht und die anderen stille sein heißt, die noch voll Geschwätze des Marktes und irdischen Liedern sind. Sie werden es auch erkennen an der großen Stille in der Natur, denn

die silbernen Quellen werden lautlos rinnen und die Vögel werden sich mit geschlossenen Schnäbeln behutsam auf Bäume setzen, die ängstlich achtgeben, daß kein Blatt plötzlich das andere berührt. Und so wird meine Stimme, der Grund zu einem großartigen Leben, das ich nur ahnen kann, aufsteigen, majestätisch wie eine Insel aus dem Spiegel des Meeres; wie eine Fackel aus tiefer Nacht.

